

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 13mal wöchentlich.
Bezugspreis:
Abholer monatl. 70 Pf., vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatl. 80 Pf., vierteljährlich 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatl. 1 M.,
vierteljährlich 3 M. (ohne Bestellgebühr).
Einzelnnummer 5 Pf.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Anzeigenpreise:
Die Anzeigenzeile in Wiesbaden 20 Pf.
Deutschland 30 Pf., Ausland 40 Pf.,
die Restamegele 1.50 M.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Berufsprüfung:
Anzeige und Abonnement: Nr. 129,
Redaktion: Nr. 129; Verlag: Nr. 130.

635 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 13. Dezember 1914.

68. Jahrgang.

Die Bilanz von Lodz-Lowitsch.

Gesamtverlust der Russen 150 000 Mann. — Lodz fast unbeschädigt.

Die schweren Kämpfe, die fast ohne Pause im Westen Polens toben, haben in all den Tagen den siegreichen Armeeführer nicht so weit zu Atem kommen lassen, daß er dem Großen Hauptquartier einen zusammenhängenden Bericht hätte geben können. Erst jetzt ist dies erfolgt, und man darf auch hier sagen, was lange währt, wird gut. Aus der Bilanz des Generals v. Radenstam läßt sich ein schöner Posten von 150 000 verlorenen Russen, Gefangenen und Gefallenen, entgegen. Die Verluste der Russen an Toten sind hier noch weit größer gewesen, als in der für die Moskowitzer Armeen so verlustreichen Schlacht an den mährischen Seen. Der Unterschied ist nur der, daß diese letzte Schlacht bei Lodz-Lowitsch etwa drei Wochen gedauert hat und noch nicht zu Ende ist, während die von Tannenberg in drei Tagen beendet war. Der neue riesige Erfolg ist um so höher zu veranschlagen, als unsere Verluste nur erschätzt gering sind. Selbst das Korps, das den berühmten Durchbruch gemacht hat, kam noch gut davon. Es verlor nur 120 Tote. Die Feuerwirkung unserer Artillerie muß geradezu verheerend gewesen sein; die russischen Schützengraben lagen gestopft voll von Leichen, und auf einer kleinen Anhöhe bei Putomirsk haben unsere Truppen nicht weniger als 887 tote Russen beizusetzen müssen.

Sehr erfreulich ist es, daß die Stadt Lodz von unseren Truppen gesichert werden konnte; der Schaden, der während der Kämpfe in ihr angerichtet wurde, ist nicht nennenswert. Die amtlichen Berichte lauten:

Großes Hauptquartier, 12. Dez. (Amtl.)

Die Räumung von Lodz durch die Russen geschah heimlich des Nachts, daher ohne Kampf und unbemerkt. Sie aber war nur das Ergebnis der vorhergehenden dreitägigen Kämpfe. In diesen hatten die Russen ganz ungeheure Verluste, besonders durch unsere schwere Artillerie. Die verlassenen russischen Schützengraben waren mit Toten buchstäblich angefüllt. Noch nie in den gesamten Kämpfen des Ostheeres, nicht einmal bei Tannenberg, sind unsere Truppen über so viel russische Leichen hinweggeschritten, wie bei den Kämpfen um Lodz, Lowicz und überhaupt zwischen Fabianice und der Weichsel. Obgleich wir die Angreifer waren, blieben unsere Verluste hinter denen der Russen weit zurück. Wir haben insbesondere im Gegensatz zu ihnen ganz unverhältnismäßig wenig Tote verloren. So fielen bei dem bekannten Durchbruch unseres 25. Reserve-Korps von diesem Heereszweig nur 120 Mann. Das ist eine auffallend niedrige Zahl. Für die Verhältnisse ist demgegenüber bezeichnend, daß allein auf einer Höhe südlich Putomirsk, westlich Lodz, nicht weniger als 887 tote Russen gefunden und beizusetzt worden sind. Auch die russischen Gesamtverluste können wir wie in den früheren Schlachten ziemlich zuverlässig schätzen. Sie betragen in den bisherigen Kämpfen in Polen mit Einschluß der von uns berichteten 80 000 Gefangenen, die inzwischen mit der Bahn nach Deutschland abgeführt worden sind, mindestens 150 000 Mann.

Oberste Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 12. Dez. (Amtl.)

Die Stadt Lodz hat durch die jüngsten Kämpfe um ihren Besitz sehr wenig gelitten. Einige Vororte und Fabrikanlagen außerhalb des Stadtbezirks haben Beschädigungen aufzuweisen. Es ist das Innere der Stadt fast völlig unversehrt. Das Grand-Hotel, in dem sich ein ruhiger Verkehr abspielt, ist unbeschädigt. Die elektrische Straßenbahn verkehrt ohne Störung wie in Friedenszeiten.

Oberste Heeresleitung.

Eine russische Darstellung der Lage.

Amsterdam, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Die „Times“ meldet aus Petersburg: Der militärische Mitarbeiter des „Njet sch“ meint, die Gruppierung der feindlichen Mächte auf dem Wege nach Lowitsch, Lodz und Petritau, die alle gleichmäßig voneinander entfernt sind, lasse darauf schließen, daß in jeder dieser Gegenden eine

ganze Armee operiere. Diese Verteilung der Truppen sei charakteristisch für einen Einkreisungsversuch, der Deutschen: nämlich ein stark besetztes Zentrum in Czestochau und starke Flügel in Lowitsch und Krakau. Das sei eine ähnliche Aufstellung, wie sie Metz und Sedan vorausging.



Aus Warschau.

Rom, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Die „Stampa“ erzählt aus Warschau über den bestürzenden Eindruck durch Jerpeline. Als plötzlich früh um 5 Uhr Kanonen krachten und Gewehrfeuer knatterte, glaubten alle, die Deutschen seien schon in der Stadt, und die Leute machten unter vier Augen gar kein Hehl daraus, daß sie lieber die Deutschen als die Russen in ihren Mauern sähen.

Russische Mißerfolge bei Krakau.

Wien, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Die Russen wurden nach übereinstimmenden Meldungen nördlich, östlich und südlich mindestens 40 Kilometer weit von Krakau zurückgeworfen. Wie die heutigen Wiener Blätter berichten, bringen die Kämpfe in den Karpaten den österreichisch-ungarischen Truppen immer weitere Erfolge. Das Hausregiment des Zaren, das dort gekämpft habe, ist fast ganz vernichtet. Die Offiziere des Regiments bestanden aus toten erst ausgemusterten Kadetten.

Petersburger Stimmungen.

Rom, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Ueber die politische Stimmung in Russland erzählt der hiesige Mitarbeiter der „Fr. Bl.“ aus Kreisen der Entente-mächte folgendes: Die Konservativen in Russland neigen zu einem ehrenvollen Ausgleich mit Deutschland, wenn dieses bereit wäre, Österreich-Ungarn preiszugeben. Der Zar soll bei seiner Reise nach Polen in diesem Sinne mit den militärischen Führern im Feld gesprochen haben. Die Militärs dagegen suchen zuerst das Prestige der russischen Waffen zu wahren und inszenierten eine Kundgebung der Moskauer Kaufmannschaft für die Fortsetzung des Krieges bis zur Niederwerfung Deutschlands. Die Spannung zwischen den Konservativen, die aus einer Schwächung Preußens den Sieg des Radikalismus und eine Gefahr für Russland befürchten, und der russischen Revolutionspartei verstärkt sich. Die Blätter, die die erstere Richtung vertreten, werden von der Zensur nicht unterdrückt. (Das ganze Gespräch verläuft uns nicht. Wir stehen fern zu unseren Verbündeten bis zum Ende. Schriftl.)

Dum-Dum-Geschosse.

Aus dem österreichischen Kriegspressequartier wird berichtet: Nach Meldungen des Kommandos der polnischen Legionen haben die Russen im Kampfe gegen diese Truppen

Geschosse mit Dum-Dum-Wirkung zur Anwendung gebracht. Es sind dies langovale Spitzgeschosse, denen ansehnend von den Schützen selbst die Mantelspitzen abgenommen werden, und die in den meisten Fällen furchtbare Verwundungen hervorrufen. Bei einigen Operationen wurden Leuten gänzlich deformierte Geschosse aus den Händen entfernt. Die durch das Armeekommando veranlaßte sachmännliche Untersuchung dieser Mäntelgeschosse ergab, daß es sich tatsächlich um Geschosse mit ausgesprochenem Dum-Dum-Wirkung handelt.

Auf eine besonders raffinierte und grausame Form englischer Patronen wurde in einer Sitzung des Tübinger Medizinisch-naturwissenschaftlichen Vereins die Aufmerksamkeit gelenkt. Wie ein Bericht der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ mitteilt, zeigte Dr. Fleischer Mäntelgeschosse aus Blei mit einer Aluminiumspitze, die in einem gestürzten Schützengraben der schottischen Garde gefunden wurden. Die Aluminiumspitze läßt sich sehr leicht abknipfen, und so entsteht ein Dum-Dum-Geschoss von entsetzlicher Wirkung, die durch Röntgenaufnahmen bei den verwundeten deutschen Soldaten bewiesen wird. Aber selbst wenn die Spitze nicht abgeknipft wird, ist dem Geschoss, da das vordere Drittel aus einem sehr viel leichteren Material besteht, eine „Umkehrwirkung“ eigen, die schwere Verletzung hervorruft.

Der Kaiser auf der Besserung.

Berlin, 12. Dez. (Amtl. Wolff-Tele.)

Das Befinden des Kaisers hat sich weiterhin wesentlich gebessert. Der Kariarrh ist fast ganz beseitigt. Die Temperatur ist normal.

Aus dem Westen.

Rotterdam, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Mit dem gestrigen Bericht der deutschen Heeresleitung über Fortschritte in Flandern stimmt der französische Bericht insofern überein, daß er zugibt, daß die Deutschen am 10. Dez. bei wiederholten Angriffen in der Gegend von Ypern einen französischen Schützengraben zerstörten. Etwas unverständlich schließt sich diesem Eingeständnis die Bemerkung an: Wir mochten aber andauernd Fortschritte in der Richtung der feindlichen Schützengraben.

In Dänkirchen.

Rom, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Der „Gazetta del Popolo“ wird aus Dänkirchen gemeldet: Die Zahl der Schwerverwundeten und der Schwerverkranken in der Stadt ist unglaublich groß, obgleich alle transportfähigen Kranken und Verwundeten bereits nach Paris oder England geschafft worden sind. Ganz besonders groß sei der Prozentfuß der indischen Gurkhas und der französischen Goumiers, die von den Verbündeten überall als Kanonenfutter verwendet werden.

Durchbruch der Linien bei Ypern.

Genf, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Der in Flandern kommandierende General Hoch konnte trotz umfassender Befestigungen der französischen Stellungen nicht verhindern, daß den Deutschen bei Ypern der Durchbruch der Linien gelang. Die Franzosen wollen zwar einen Teil des verlorenen Geländes zurückgewonnen haben, aber der Haupterfolg ist der, daß die Deutschen jetzt alle Stellen geringeren Widerstandes am Yperkanal kennen und ihr ferneres Vorgehen danach einrichten werden. Der Stand der Deutschen bei Arras und Umgebung ist sehr günstig.

Ein neuer englischer Generalstabschef.

London, 12. Dez. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Die Ernennung des Generalleutnants Sir James Wolfe Murray zum Generalstabschef wird amtlich mitgeteilt.

Die holländische Anleihe genehmigt.

Amsterdam, 12. Dez. (Tel. Gr. Bln.)

Die holländische 2. Kammer hat die neue Anleihe in Höhe von 275 Millionen Gulden mit 62 gegen 22 Stimmen bewilligt.



Das im Heldenkampf unterlegene deutsche Auslandsgeschwader.

Die Seeschlacht bei den Falklandsinseln. Das deutsche Auslandsgeschwader mit japanischer Hilfe vernichtet.

Amsterdam, 12. Dez. (Tel. Str. Bln.)

Das Reutersche Bureau berichtet aus London: Der japanische Marineminister hat Churchill die Glückwünsche der japanischen Flotte telegraphiert, worauf Churchill antwortete: Daß das britische Geschwader die Deutschen entscheidend schlagen konnte, verdankt es zum großen Teil der kräftigen, unschätzbaren Hilfe der japanischen Flotte. Die Deutschen sind jetzt aus dem Osten vertrieben. Die Rückkehr soll schwer und gefährlich für sie sein. Churchill dankt auch im Namen der englischen und australischen Flotte für die Hilfe Japans.

Berlin, 12. Dez. (Tel. Str. Bln.)

Aus dem Haag geht der „Tägl. Rundsch.“ folgender Bericht zu: Nach einer Reutersmeldung herrschte am Donnerstag mittag im Hafen von Dover große Aufregung, da lebhaftes Geschützfeuer ertönte. Die englische Admiralität lehnt es ab, nähere Auskunft zu erteilen.

Ebenso ist die Admiralität bezüglich aller Einzelheiten über die Vernichtung der 4 deutschen Kreuzer zurückhaltend. Privatdepeschen zufolge wächst die Befürchtung in England, daß auch die englische Flotte Schiffe in diesem Kampf verloren hat. In dieser Befürchtung trägt sehr viel die Meldung der „Westminster Gazette“ bei, die besagt, daß die Admiralität voraussichtlich bis zum Ende



des Krieges die Namen der englischen Schiffe und die Zusammensetzung des Falklandinseln-Geschwaders nicht veröffentlicht werden.

Die Not der Balten.

Das goldene Zeitalter des baltischen Deutschtums war lange vorbei. Im ersten Jahrhundert der Russenherrschaft mag es ihm am besten gegangen sein. Peter, der Eroberer, war förmlicher Deutscher und ersah wenigstens jener Partei livländischer Unzufriedener, deren Haupt Paffel Carl von Schweden unter gräßlichen Martern hingerichtet hatte, wie ein Engel des Lichts gegen den letzten Willkürherrscher auf dem schwedischen Thron. Und in dem unermesslichen russischen Hinterlande fanden die jüngeren Söhne der baltischen Gutsherren die ausgebreitetste Verwendungsmöglichkeit als Offiziere oder Beamte der obersten Rangklassen; ungekränkt durch den Reiz von Standesgenossen gleicher Kulturstufe, wie es ihnen im schwedischen Staatsdienste beim Wettbewerb mit geborenen Schweden begegnet war.

Peter und seine Nachfolger, erst recht natürlich die er-

sten Volksteiler, hatten die Deutschbalten vor den Russen begünstigt. Unter den Alexandern wurde dies Verhältnis allmählich ungünstiger. Am Hofe des zweiten Alexanders begannen die Russen, Altbalten und andere und Planislawen überwiegenen Einfluß zu üben. Im Türkenkriege berief man den genialen Verteidiger Sebastopols erst dann ins Hauptquartier, als von den andern schon viel Schaden angerichtet war und schickte den alten Mann, nachdem er auch vor Plewna sein Können bewährt hatte, möglichst rasch mit kaltem Danke wieder heim.

Inzwischen hatte das Werk der Berraffung in den Ostseeprovinzen begonnen. Alexander II. hatte mit einem Federstrich die alten Stadtrechte der einst hanseischen Stapelplätze Riga, Mitau, Dorpat, Dinaburg, Reval, usw. vernichtet, wie Kaiser Ferdinand II. Böhmens Majestät zerstückt. Unter Alexander III. wurde das Deutschtum Schritt für Schritt in Verwaltung und Heer zurückgedrängt; zu vernichtenden Schlägen kam es im Baltischen, wie in dem der Finnen wegen der erwarteten Nähe eines Krieges

Der große Krieg.

Roman von Poths-Wegner.

(61. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich will auch gar nicht heraus“, erklärte seine Gattin lachend. „Ich bin sehr froh, daß alles so glatt abgelaufen ist, und es gefällt mir hier immer besser.“

„Mir nicht“, leuchtete er auf. „Ich schäme mich vor mir selber. — Wie konnte ich mich nur so einsperren lassen.“

„Sei nur froh darüber, daß man uns alles so leicht gemacht hat und wir jetzt so behaglich hier sitzen.“

„Nein, nein, ich bleibe nur diese eine Nacht, ich kann mit diesem deutschen Offizier nicht länger zusammen sein.“

„Aber rede doch nicht so und verfolge nicht wieder in Deinen alten Wahn“, lachte ihn seine Gattin zu besänftigen. „Was hast Du denn an Baron Leuthetten auszusetzen? Ist er nicht ein prächtiger Mensch, liebenswürdig und ein vollkommener Kavallerier?“

„Gerade, weil er das ist, um so beschämender und demütigender für mich!“ brauste Hertore auf. „Jeder Blick von ihm bedeutet für mich eine Niederlage, eine verlorene Schlacht!“

„Törichte Einbildungen!“ entgegnete seine Frau. „Ich glaube, Du hättest aus Liebe für unsere Tochter sie überwunden.“

„Das kann ich nicht. Ich habe Dir und Camille versprochen, den Fehltritt Almées zu vergeben, um ihrem Glücke nicht hinderlich zu sein. Dieses Versprechen werde ich halten, mehr kann ich nicht tun.“

„Das genügt ja auch vorläufig“, meinte darauf seine Gattin. „Alles übrige wird sich schon finden.“ Damit brach sie ab, trat ans Fenster und schaute in den Garten hinaus, der im letzten Glanze der scheidenden Sonne lag. Sie dachte daran, daß ihre Tochter nun bald die Herrin hier sein werde, und ein stolzes Gefühl durchzog ihre Brust. Schon längst war sie für Leuthetten wiedergewonnen und durch die Liebenswürdigkeit, mit der er ihr begegnete, mehr für ihn eingenommen als je. Der Entschluß, nicht zu ruhen, bis auch ihr Gatte seine unberechtigte Abneigung gegen ihn überwunden und die Ausöhnung vollständig wäre, stand daher in ihr fest. Viel rechnete sie dabei auf Camille, der von jeher sehr großen Einfluß auf seinen

gegen Deutschland und England zugleich einzuwirken noch nicht.

Raum sah der zweite Nikolaus auf dem Throne des Zaren, da lodten die Pobjedonezen und Genossen dem Schwächlinge die Unterschrift zur Entdeutschung Dorpats samt seiner weltberühmten Universität ab. Durch Einführung des Russischen als Sprache der Vorlesungen wurden die Hörer aus dem Reiche vertrieben, die deutsch-russischen meist desgleichen, weil ein Kollegsbesuch bei russisch sprechenden Lehrern weggeworfenes Geld gewesen sein würde — und zwar nicht bloß wegen der sprachlichen Schwierigkeiten, sondern auch wegen der wissenschaftlichen Minderwertigkeit der unrußischen Dozenten.

Trotz aller dieser und ähnlicher für alle Teile — auch für das vordringende Russentum — unerquicklich wirkenden Maßregeln hat man in Petersburg nicht aufgehört, scheinbar zu den letzten Erinnerungszeichen an Baltenslands deutsche Zeit zu stehen. Man hat die Deutsch-Balten ja nicht bloß mit Vergewaltigungen der erwähnten Art gekämpft. Man hat sich auch an die Pöbelinsinuenzen des brutalsten Reibes gegen die sozial besser gestellte Schicht gewandt, hat den Stachel der Vergeßlichkeit in die Herzen der Ketten und Eisen gesenkt. Ein halbes Jahrhundert ist es her, daß hunderttausende von Bauern durch das Lügenwort von russischen Agenten ausgepresste Gerüchte, der Großgrundbesitzer der Kaser solle unter rechtgläubige Kleinrentner verteilt werden, zur orthodoxen Kirche hinübergeleitet wurden. In dieser Avantgarde einer proletarischen Umwälzungsbewegung glaubte man sich einen Sturmbock gegen das verhaßte Deutschtum geschaffen zu haben. Freilich, wie bedenklich das Kampfmittel gewirkt hat, zeigten die Bauernunruhen des Revolutionsjahres 1905, die z. B. die Stadt Tula um vorübergehend in den Besitz der Empörer brachten. Beläufig hatte man nach der ziemlich rasch erfolgten Unterdrückung der Bewegung Strenge nur für die vorgekommenen Widerlichkeiten gegen den russischen Staat: das Niederbrennen deutscher Gutshöfe wurde von der zarischen Regierung mit zufriedenen Nadeln bewillkommt.

Der gegenwärtige Krieg hat die letzten Dämme politischer Zurückhaltung, um den mächtigen Nachbarn nicht unnütz zu reizen, gesprengt. Gebärdenpähler und Weichheitsnäger wollen allerlei Verdächtigungen von Äußerungen oder auch nur Mienen aufgefaßt haben, die auf eine unzulässig geringe Entwicklung des russischen Patriotismus schließen lassen sollen. Mag auch noch so geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden sein, daß die deutschen Heere sich mit ernsthaften Eroberungsabsichten auf Russland, Livland und Estland trugen — außer zwei Beschießungen des Vibauer Hafens ist gegen diese Provinzen noch nicht eine einzige Feindseligkeit unternommen — tut nichts, der Deutsche wird, wenn auch nicht gerade verbrannt, aber doch ausgeraubt! Ein Gesegenswurf wird für die nächste Duma vorbereitet, der alle Majorate solcher Familien für dem Staate verfallen erklärt, aus denen auch nur ein einziges Mitglied dem deutschen Heere angehört. Bei der starken Verhüllung der baltischen Familien nach dem Reiche hinein wird der Nachweis im einzelnen Falle nicht schwer zu erlangen sein; vielleicht werden nur wenige Häuser nicht von der drakonischen Bestimmung betroffen werden. Mit einem Federstrich soll, wenn in der Duma sich nicht mehr Gerechtigkeitsinn findet als bei der zarischen Regierung, die vielleicht geistig höchstehende Bevölkerungsschicht des Zarenreiches, die sich um seine Entwicklung wohl verdient gemacht hat als irgend ein Volkstribun, enterbt, als Bettler vom halbtausendjährigen Besitze ihrer Vorfahren ausgeschlossen werden! Steigt dem konservativen Volke Englands nicht die Schamröte ins Gesicht, daß es seine Hand in die frivolen an den heiligsten Rechten des Eigentums sich vergründenden Bundesgenossen gelegt hat?

Eine „vornehme“ Presse.

Die Sprache der englischen und französischen Zeitungen über die Kriegsergebnisse hat noch immer nicht viel von der Kaiserin verloren, in die sich weite Kreise, namentlich in England, verhielt haben. Trotz aller für das Publikum bestimmten Zuversicht bringt immer wieder und wieder die Gewissheit durch, nichts gegen die deutschen Heere ausrichten zu können. Ohnmächtige Wut, die sich in den gemeinsten Beschimpfungen ergeht, ist die Folge. In keiner einzigen deutschen Zeitung würde man beim Durchblättern der viermonatigen Kriegsliteratur zusammen Derartiges an roher und gemeiner Beschimpfung des Gegners finden, als eine einzige Nummer der „Weltblätter“, „Times“, „Daily Telegraph“ und „Figaro“ ihren Lesern vorzulegen mag. Es ist erschreckend, den Tiefstand der Kultur zu be-

Walter gehabt und der nach dessen Erkrankung noch gewachsen war.

Da klopfte es an: Camille und Almée kamen herein.

„Hier bringe ich Dir unser Schmerzenskind“, wandte sich Camille an seinen Vater. „Löse nun Dein gegebenes Wort ein, verzeihe ihr, wie es Mama getan hat und gib ihr Deinen Segen.“

Hertore richtete sich langsam auf und schaute Almée, die in ihrem weißen Musselinskleide wie ein bittender Engel vor ihm stand, mit erstem, aber doch gütigem Blicke an und fragte: „Du bist also entschlossen, die Frau des Herrn von Leuthetten zu werden?“

„Aber natürlich, Papa!“

„Hast Du Dir das genau überlegt?“

„In überlegen gibt es dabei nichts mehr: mein Bräutigam ist mein Leben“, erklärte sie fest.

„Nun denn, so gebe der Himmel Dir seinen Segen und werde glücklich. Ich habe Dir verziehen.“

Mit einem Ausruf des Dankes umarmte sie ihn unter Freudentränen und auch ihrem Vater wurden die Augen feucht.

„Nun fehlt nur noch eines, mein Glück vollständig zu machen“, flüsterte sie ihm leise zu. „Verzeihe auch meinem Verlobten, daß er gegen Frankreich kämpfen mußte und erkenne ihn als Deinen dritten Sohn an.“

Er löste sich von ihr los, schlug die Augen nieder und gab keine Antwort.

„Sei gut, Auguste“, ermahnte ihn seine Gattin und Camille legte die Hand auf die Schulter des Widerstrebenden und sagte: „Lasse sie nicht vergeblich bitten, lieber Vater. Du wirst es gewiß schwer bereuen.“

Da war sein Starrsinn gebrochen.

„Laßt mir Zeit, laßt mir Zeit!“ leuchtete er, während seine Brust in so heftiger Erregung wogte, daß Almée erschrak. „Verzeihe, wenn ich zu viel von Dir verlangte,“ bat sie innig.

„Nein, Almée, Du hast nicht zu viel verlangt“, entschied Camille, „aber Zuneigung läßt sich nicht erbitten und erzwingen. Lassen wir darum Papa nur Zeit, mit sich selbst Rat zu halten. Er hat Dich lieb und wird gewiß den rechten Weg zu finden wissen.“

„Du verheißt mich, Camille“, dankte ihm sein Vater und reichte ihm erleichtert die Hand.

Die Testaments-Eröffnung hatte die gesamte Verwandtschaft des verstorbenen Millionärs Karl Fleming zusammengeführt, dessen Unterfamilie nun, da der alte Herr als kinderloser Witwer das Zeitliche gesegnet hatte, ein fester gleiches Namens werden sollte. Es kam jedoch anders. Zur allgemeinen größten Ueberraschung wurde eine Nichte der im jugendlichen Alter dahingegangenen Frau Fleming, ein Fräulein Eva Johanna Schüller, zur Haupterin ernannt; sie erhielt den umfangreichen Grundbesitz samt Barvermögen, während Karl Fleming, dem Nefen, nur ein kleines Anwesen, das zur Herrschaft Flemingshof gehörte, der Rabnerhof vermachte war. Sollte der Nefte diese Erbschaft ausschlagen und die Übernahme des Hofes verweigern, dann war ihm eine lebenslängliche Rente von jährlich 10.000 M. ausgesetzt. Ausdrücklich enthielt aber das Testament die Bitte des Erblassers, Karl Fleming solle, wenn er ihn jemals lieb gehabt, den Rabnerhof doch übernehmen und den kleinen Besitz wenigstens durch zwölf Monate nach bestem Wissen und Können bewirtschaften.

Und so geschah es auch. . . Wir haben im Vorstehenden den Inhalt des ersten Kapitels unseres neuen Romanes

Eva Johanna

von Arthur Werner,

dessen Abdruck in den nächsten Tagen beginnt, wiederzugeben. Wenngleich ohne irgendwelche unmittelbare Verbindung mit den ersten Ereignissen der Gegenwart, ist dieser Roman in seiner Richtung — also das, was man die Moral von der Geschicht zu nennen liebt — durchaus auf eine der Hauptaufgaben unserer vom Schwerkrieg des Weltkrieges erfüllten Zeit gestellt: der Roman „Eva Johanna“ ist gleichbedeutend dem hohen Lied auf die Arbeit, und zwar im besonderen auf die Bearbeitung der angestammten Scholle. Wie der scheinbar enterbte Nefte ein Probejahr zu bestehen hat, in dem er zeigen soll, was er als Landwirt aufbauend leisten kann, ebenso lehrt uns dieser Krieg, daß alle Geheimgeheimnisse und auch die in der Landwirtschaft tätigen, im fortgesetzten Schaffen, in der Sicherstellung aller zur Ernährung notwendigen Güter segensreich wirken. Daß auch sie eine hohe Aufgabe erfüllen, die zum schweren Kampf der Tapferen im Felde draußen das Fundament beisteuert. . .

haben, der sich jetzt, da der Krieg die gleichnerische Masse herabgerissen hat, offenbart. Wenn „Daily Mail“, „Nowoje Wremja“ und „Matin“ eifrig die Gassen durchstöbern, um Anrat zu finden, den sie ihrem Sprachschatz noch nicht einverleibt haben, wenn sie über ihre deutschen Gegner urteilen, so kann das nicht in Erwahnung versetzen, aber welche Geschäftigkeit die Kriegskorrespondenten englischer Blätter in Nordfrankreich entwickeln, um den Feind, der ihren Truppen Schaden zufügt, zu verleumden und herabzusetzen, zeigt, daß an der Stelle der ohnmächtigen Artillerie die Entleerung gefüllter Kisten dienen muß. Diese Art der Kriegsführung könnte man nämlich nennen, wenn dieses System nicht dazu dienen sollte, bei der großen Verbreitung dieser Blätter bei dem neutralen Ausland auch den Geist der Neutralen zu verwirren und ihn mit Absichten zu erfüllen gegen die „barbarischen Horden“ der siegreichen Deutschen. Die englische Presse rechnet geschickt mit der Massenillusion, und leider zeigt der Erfolg, daß selbst unabhängige Leute sich der ihnen immer und immer wieder gepredigten Lehre des Hasses und der Rache gegen alles, was deutsch heißt, nicht zu entziehen vermögen. Eine Abwehr dagegen zu schaffen ist schwierig, da die deutsche Presse nicht auf das gleiche Niveau aus Selbstschutungsgründen herabsinken darf. Gelegentlich jedoch ein kräftiges Wortlein zu sprechen, dürfte nichts schaden und jedenfalls besser sein, als die von uns bisher verfolgte Taktik des Demotierens. Die beste Parade ist und bleibt der Hieb!

Deutsche Ortsnamen in Belgien und Nordfrankreich.

„Es ist alter deutscher Volksthum, was wir heute Belgien und Nordfrankreich nennen.“ Mit diesem Satz beginnt eine ebenso belehrende und fesselnde wie zeitgemäße Abhandlung in der neuesten (Dezember-) Nummer der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins. Ihre eingehenden geographischen und sprachwissenschaftlichen Darlegungen rechtfertigen den Eingangsatz. Die Geschichte berichtet uns, daß im 4. und 5. Jahrhundert Germanen in das heutige Belgien und die nördlichen Provinzen Frankreichs gewandert sind. Aber wenn auch die geschichtlichen Urkunden dafür nicht vorliegen, so würde uns die Ortsnamenfunde das ehemals germanische Sprachgebiet erweisen, da die Mehrzahl der Ortsnamen bis zum Küstenfluß Gange im Pas-de-Calais (etwa 40 Kilometer südlich von Bouen, dem später verwandelten Boulogne) deutschen Ursprungs ist. Mit wachsendem Erkennen entdeckt der Leser, daß er sich dort in ehemals deutschen Siedlungen befindet, die er doch fast nur in westlichem Gewande kennt, eine Folge der im Laufe der Jahrhunderte und bis in die neueste Zeit immer wiederholten Begünstigung der französischen Sprache durch die Grafen und Fürsten des Landes, durch Burgund, durch Oesterreich-Spanien, durch Frankreich. Wie Heimatklänge muten uns nun diese Ortsnamen an, wenn wir erkennen, daß zu ihrer Bildung dieselben Wortbestandteile gedient haben, die uns aus ober- und niederdeutlichem Sprachgebiete des heutigen Deutschlands wohlbekannt sind. Namentlich sind es die Endsilben, die uns jeden Zweifel nehmen. Wir finden sie alle wieder, die uns so vertraut: heim, -hatt, -dorf, -hof, -burg, -ing, und -ingen, -kirch und -kirchen, -bach, -born und -brunnen, -stern, -meer, -furt, -brücke, -berg und -tal, -wald mit allen seinen Bezeichnungen, wie -busch, -haag, -holz, -harth, -loh usw.; -bruch, -feld, -ader, -erde, -hein, -strahe, -weg, -winkel, -wiese usw. usw. Alle aber sind in einer Weise verwandelt, daß sie uns erst der Sprachforscher deuten und enträtseln muß. Denn wie gründlich die fremde Zunge dieses deutsche Sprachgut umgestaltet hat — und zwar nicht etwa nur in wenigen einzelnen Fällen —, dafür einige Beispiele, die zudem ausschließlich aus dem heute romanischen Teile Belgiens und aus Nordfrankreich genommen sind: Dohain — Talheim, Pietrain — Peterheim, Limbourg — Limburg, Donnelange — Duntelingen, Bettignies — Bettingen, Mequignies — Medingen, Dunlerque — Dünkirchen, Marbais — Marbach, Biétrebais — Steinbach, Moulbaix — Mülbach, Nebay — Nebach, Roubaix — Rohbach, Vombise — Lumbach, Gaudelonne — Kaltenbrunn, Visselbourn — Viesborn, Estrun — Strum, Etienfort — Steinfurt, Stamburge — Stammbrücke, Calembert — Kahlenberg, Salnt-Jeburnes — Giselberg, Grendalle — Gröndal, Mainvaut — Mainwalt, Bouquehault — Bucholt, Le Hellefont — Hellefont, Stienpote — Steinweg usw. ins endlose. Wegen die völlige Verwischung der belgischen Ortsnamen und die Alleinherrschaft des Französischen auf diesem Gebiete hat erst die seit 1840 wirkende flämische Bewegung einen Damm aufgeworfen. Aber es ist für den Geist dieser Bewegung bezeichnend, daß sie sich streng auf solche Namen beschränkt hat, die eine rein niederdeutsche Gestalt annehmen, daß sie dagegen die verwandelten

Namen der deutsch-belgischen Orte hat bestehen lassen, wo eine hochdeutsche herauskommen würde.

Wegen der Einzelheiten müssen wir auf den ausführlichen, wissenschaftlich-gründlichen Aufsatz selbst verweisen, durch den sich der Deutsche Sprachverein den Dank weiterer deutscher Kreise verdient hat. Ein Verzeichnis der Orts- und Flurnamen in Belgien und Nordfrankreich will seine Zeitschrift in einer nächsten Nummer folgen lassen und zwar immer nebeneinander die französische, die flämische und die für uns maßgebende richtige deutsche Schreibweise.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 13. Dezember.

Städtischer Kartoffelverkauf.

Die Stadt läßt, wie aus den Bekanntmachungen des Magistrats ersichtlich ist, 40 Waggons beausgelesener Speisefartoffeln zum Preise von 4.— Mark pro Zentner und 4 Pfennig pro Pfund verkaufen. Der Verkauf beginnt am Mittwoch, den 16. Dezember, und findet bis auf weiteres jeden Mittwoch und Freitag nachmittags von 3—5 Uhr statt. Gleichzeitig hat der Magistrat Höchstpreise für beausgelesene Speisefartoffeln für den Kleinhandel festgesetzt und zwar bei freier Lieferung von mindestens 100 Kg. ins Haus für 100 Kg. 8 Mark und im Kleinverkauf für 1 Kg. 9 Pfg.

Eine begrüßenswerte Verordnung.

Der Bundesrat will in diesen Tagen eine Verordnung herausgeben, die in allen Städten von 20 000 Einwohnern und mehr Mietverhältnissen während der Kriegsdauer obligatorisch einführen soll. Die Einrichtung soll bereits zum nächsten großen Umzugstermin, dem 1. Januar, in Tätigkeit treten. Sie bedeutet keinen Sprung ins Dunkle, da bereits eine große Zahl deutscher Städte die Mietverhältnisse erprobt und sehr wirkungsvoll befunden hat. Die Mieter werden aus Vertretern der Hausbesitzer, der Mieter und der städtischen Ehrenbeamten zusammengesetzt und haben, ähnlich wie die Einigungsämter der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, schlichtende und schiedsrichterliche Arbeit zu leisten. Damit sie auch wirklich durchgreifend vermitteln können, wird ihnen die Befugnis erteilt, die streitenden Parteien zum Erscheinen und zur Abgabe eidesstattlicher Versicherungen zu zwingen. Sie erhalten aber auch begünstigende behördliche Funktionen und sollen von den Gerichten gehört werden, wenn es sich um Anträge auf Gewährung von Zahlungsfristen handelt. Die neuen Einigungsämter sind also dazu bestimmt worden, nicht nur die Mieter vor Härten der Hausbesitzer, sondern auch die Vermieter vor Böswilligkeiten ihrer Mieter zu schützen. Man kann nur hoffen und wünschen, daß die Neueinrichtung, die von allen Sozialpolitikern empfohlen und von zahlreichen Kommunalpraktikern gefordert worden ist, sich in der Praxis bewährt und die in diesen schweren Zeiten besonders peinlichen Mietsstreitigkeiten erheblich verringert.

Eine neue Polizei-Verordnung. Viele Wohnungen leiden hier unter vorübergehendem Wassermangel. Als Ursache hierfür sind keineswegs ungenügende Druckverhältnisse im Wasserrohrnetz oder zu enge Zuleitungen anzuführen. Der Grund für das zeitweilige Ausbleiben des Wassers bildet vielmehr in den meisten Fällen das teilweise Schließen des Hauptablasses. Die Absicht, die damit der Besitzer von Mietshäusern verfolgt, ist wohl die, an Wasser zu sparen. Es erscheint aber mehr wie fraglich, ob er seinen Zweck damit erreicht. Die Mehrzahl der Mieter wird doch nur diejenige Wassermenge der Leitung entnehmen, welche sie wirklich benötigt, einerlei, ob diese ihnen schnell oder langsam zufließt. Böswillige Mieter aber finden auch bei kleinstem Wasserhahn Mittel und Wege, den Hausbesitzer durch Vergewandung von Wasser zu schädigen. Welche Nachteile können aber durch ungenügend geprüfte Hausleitungen eintreten? Wird z. B. in der Waschküche und im Erdgeschoss gepumpt, dann fließt das Wasser in den oberen Stockwerken aus. Abgesehen von der damit verbundenen Verunreinigung der oberen Bewohner sind damit auch Gefahren verbunden. Beispielsweise können ungesicherte, im Betrieb befindliche Gasherdöfen durchschmelzen. Wegen die Drosselung der Leitungen bestehen aber auch gesundheitliche Bedenken, da eine rückläufige Bewegung des Wassers und damit unter Umständen ein Rückstrom von unreinen Flüssigkeiten in die Reinwasserleitung möglich ist. Eine unterm 8. September ds. Js. erlassene Polizei-Verordnung unterliegt deshalb die zwischen den Hauptabläßen und dem Straßenabsperrhahn befindlichen Absperrvorrich-

tungen der Haus- und Anschlußwasserleitungen zu droffeln oder in anderer Weise die Leistungsfähigkeit der Leitungen zu vermindern.

Fahrplanänderung. Vom 13. Dezember ab wird der um 4.32 Uhr nachmittags in der Richtung Niederraden-Limbach abgehende Personenzug, um den fahrplanmäßigen Anschluß von Mainz um 4.30 Uhr regelmäßig aufzunehmen, um 4.37 Uhr abgehen, also um 5 Minuten später gehen. Der Personenzug um 6.52 Uhr abends ab Langenschwalbach wird ab 15. Dezember um eine Stunde früher abgehen, ab Langenschwalbach um 5.52 Uhr, Wiesbaden an 6.57 Uhr. Letztgenannter Zug hält auf allen Zwischenstationen, und fand die Verlegung deswegen statt, weil die Pause zwischen den beiden Zügen vor- und nachher zu groß ist, und auch um die besseren Anschlüsse nach Frankfurt und Mainz herzustellen.

Die Schweizer Schokoladenfirmen Peter, Cailler und Kohler halten es für zweckmäßig, in englischen Blättern versichern zu lassen, daß ihr Direktor Kohler, unter dessen Namen eine ihrer Schokoladenmarken in den Handel gebracht wird, einer alten schweizerischen Familie entstammt „und weit davon entfernt ist, deutschfreundliche Gefühle zu hegen. Er ist ein patriotischer Schweizer, dessen Sympathien neben denjenigen für die Schweiz ganz unseren Altkameraden gelten. Herr Kohler hat den Rang eines Obersten in der schweizerischen Armee inne und befehligt gegenwärtig einen Teil der schweizerischen Mannschaften, die ihre Landesgrenzen gegen irgend einen Einfall seitens der Germanen bewachen.“ — Die deutschen Verbraucher von Schweizer Schokolade werden gut tun, sich die genannten Firmen zu merken.

Annahme der Schlachtungen. Die Schlachtungen in den öffentlichen Schlachthäusern der Reichshauptstadt weisen im Monat Oktober gegenüber dem gleichen Monat im Vorjahr wie auch gegenüber dem September in diesem Jahre eine erhebliche Zunahme der Rinder- und Schweineschlachtungen auf. Im ganzen wurden 16 549 Rinder geschlachtet (Okt. 1913 7068, September 1914 11 965) und 141 806 Schweine (Okt. 1913 10 356 und Sept. 1914 117 893). Die Zahl der Pferdeschlachtungen in der Zentral-Schlachtereier hat im Okt. gegenüber dem gleichen Monat im Vorjahr abgenommen, gegenüber Sept. 1914 aber zugenommen. Es wurden im Oktober dieses Jahres 585 Pferde geschlachtet gegenüber 319 im September 1914 und 937 im Okt. 1913.

Spangenbergisches Konservatorium. Schon seit längerer Zeit stellen vorgezeichnete Schüler des Spangenbergischen Konservatoriums ihre Kräfte in den Dienst der Nächstenliebe, indem sie Gelegenheit nahmen, die Verwundeten durch vokale und instrumentale Vorträge zu erfreuen. Die Vorstellungen begannen mit einer Sinfonie am 2. Sept. im Lazarett des Palasthotels und fanden ihre Fortsetzung in den Hotels Metropol und Nonnenhof, in der Blinden-Anstalt und im Kaufmanns-Erholungsheim. Die künstlerischen Vorträge erregten die lebhafteste Freude unserer wackeren Feldgrauen. Bei der Veranstaltung im Nonnenhof hatte Herr Musikdirektor Spangenberg mitgewirkt; Herr Dr. Böttcher, Fräulein Vera König und Direktor Spangenberg brachten ein Trio von Mozart und eine Sonate von Beethoven zum Vortrag.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Symphoniekonzerte der Königl. Kapelle. Das Programm des am Montag stattfindenden Konzertes ist folgendes: 1. Ouvertüre zu „Die verkaufte Braut“ von Fr. Smetana, 2. Konzert (H-moll op. 104) für Violoncello und Orchester (Solist Prof. Oskar Brüdner), 3. Scharke aus der Musik zu „Ein Sommernachtstraum“ von F. Mendelssohn, 4. Klassische Stücke für Cello und Klavier: a) Adagio cantabile von Tartinì, b) Allegretto grazioso (Menuett) von F. van Beethoven, c) Nocturno von Chopin und d) Menuett von Mozart, 5. Symphonie Nr. 1. (E-dur, op. 38) von Rob. Schumann. Das Konzert beginnt um 7 Uhr.

Vermischtes.

Wieviel Orte gibt es mit dem Namen Hindenburg?

In der Zeit, da alle möglichen Genuß- und Gebrauchsgüter, Häuser, Straßen- und Ortlichkeiten nach unserem siegreichen Generalfeldmarschall Hindenburg genannt werden, ist es nicht uninteressant, daß wir schon längst eine ganze Reihe von Orten haben, die Hindenburg heißen. So z. B. einen in der weiteren Umgebung Berlins, in der Mark. Er hat 219 Einwohner und liegt in der Ufermark im Regierungsbezirk Potsdam. Von hier kommt bekanntlich der Name des Siegers von Tannenberg. Aber auch sonst ist der Name Hindenburg noch mehrmals vertreten. So liegt ein Ort dieses Namens im Kreise Templin, zwei andere liegen in Pommern und in der Provinz Sachsen.

dieser Glaube auch noch, als der Kreuzer die Kriegsflagge hisste. (Die englische ist, ähnlich der deutschen, weiß.) Pöhllich erkannte man das eiserne Kreuz in der Flagge. Eine Minute später kam das Flaggenignal: Stoppen! Glücklicherweise unterließ man es, drahllos Hilfe zu verlangen. Es hätte zwar nichts genutzt, da der Telegraphist der „Karlsruhe“ die Hand am Schiffshebel hatte, um funkenförmig dazwischen zu fahren, hätte aber vielleicht dennoch geschadet.

Während auf der „Karlsruhe“ ein Boot flottgemacht wurde, liefen die bestürzten „Banden“-Passagiere in ihre Kabinen und zum Zollmeister, um womöglich noch ihr Geld und ihre Verpfändungen zu retten. Mindestens die beim Zollmeister gemachten Devots glaubte man der Beschlagnahme ausgesetzt. Dann kam der Ruder der „Karlsruhe“, ein Leutnant, gefolgt von ein paar braungebrannten blauäugigen Matrosen, nahm Besitz vom Schiff, ließ die drahllose Station außer Betrieb setzen und verlangte die Schiffspapiere. Bald darauf wurde bekannt gemacht, daß den Passagieren und Mannschaften 24 Stunden Zeit gegeben werden würde, um das Schiff nebst allem Gepäck zu verlassen. Einweilen war nur ein gefahrter Hochseesdampfer, die „Farn“, zur Stelle; aber am nächsten Morgen waren auf einmal auch ein weiterer genommener Frachtdampfer, die „Indrani“, und zwei Hamburg-Südamerika-Dampfer da. Der Tag verlief ganz vergnügt. Keinem — Passagier oder Mannschaft, Engländer oder Neutralen — war das geringste Leid an Freiheit oder Eigentum zugefügt worden; man begann das Abenteuer als eine interessante Unterbrechung der Fahrt zu betrachten. Die deutschen Offiziere und Seeleute benahmen sich musterhaft. Daß sie die Herren der Situation waren, zeigte sich nur in ihrer ruhigen, verbindlichen, freundlichen Haltung. Die englischen Mannschaften der „Banden“ wurden aufgefordert, einen ehrenwürdigen Revers zu unterzeichnen, daß sie in diesem Krieg nicht mehr gegen Deutschland kämpfen würden. Im übrigen wurden sie nicht einmal auf Waffen untersucht. Die Auslieferung des Gepäcks begann am frühen Morgen des 27. Die Boote der „Banden“ waren aber in einem so schlechten Zustand, daß ohne die Dampfmaschine und Ruder der „Karlsruhe“ und der sie begleitenden Schiffe die Ueberführung von Menschen und Gepäck schlichterdinges unmöglich gewesen wäre. Zwei Boote der „Banden“ füllten sich sofort mit Wasser. Im Falle eines plötzlichen

„Machen Sie nur den Teufel nicht an die Wand“, scherzte Madame Hertore. „Ich für meine Person bleibe sehr gerne, jedenfalls aber so lange, bis Ihre Verlobung mit Almée wieder in Ordnung gebracht ist.“

„Bravo!“ rief ihr Onkel Thomas Beifall und Almée lächelte ihr dankend die Hand, während Herr Hertore sich rasch abwandte und, um seine Verlegenheit zu verbergen, wieder mit Maria und Jules zu reden begann.

„Ich halte gnädigste Frau beim Wort“, erklärte darauf Beifall in liebenswürdigem Tone. „Obgleich meine Verlobung mit Ihrer Fräulein Tochter nicht erst zu ordnen ist, lasse ich Sie nun so bald nicht wieder fort.“ (Schluß folgt.)

Ritterlichkeit deutscher Seeleute.

2. „Karlsruhe“.)

Die „New-Yorker“ Staatszeitung“ gibt in ihrer jetzt hierher gelangten Nummer vom 20. November folgende Schilderung eines Augenzeugen von der Ausbringung des englischen Dampfers „Banden“ durch die „Karlsruhe“.

Als die „Banden“ am 15. Oktober von La Plata (Buenos Aires) abfuhr, dachten wohl die wenigsten Passagiere, daß sie vom europäischen Krieg etwas verspüren würden. Denn wenn auch natürlich keinerlei Gewähr gegeben worden war, daß die Reise zwischen Süd- und Nordamerika mit einem englischen Dampfer ohne Zwischenfall verlaufen würde, so fand man doch unter dem Einbruch der durch die Presse verbreiteten Versicherung, daß Britannia die Meere beherrsche und die deutsche Flagge vom Ozean verschwunden sei. Wir verließen Bahia am 20. Oktober gegen Mittag. Etwas nach 10 Uhr am Morgen des 26. sahen wir in der Ferne Rauch, gleich darauf ein Schiff, eine Minute später ein zweites, beide fuhren so direkt auf uns zu, daß kaum Zweifel bestanden, was sie waren und wollten. Jedoch nahm die Mehrzahl an, daß der Vier-Schornstein-Kreuzer, der mit einem begleitenden Kohlschiff bald deutlich sichtbar wurde, englisch oder französisch sei. Da die deutsche Flagge ja bekanntlich vom Ozean verschwunden war, so bestand

*) Vergl. Nr. 683 der Wiesbadener Zeitung.

In dem Augenblick kam auch Jules herein, um seinen Eltern ein paar Rosen zu überbringen und sie zu Tische abzurufen.

„Dole Dir, wie Almée, nur auch gleich Verzeihung bei Papa, dann gehst in einem hin“, empfing ihn seine Mutter. „Später nehme ich Dich dann noch ins Gebet.“

Jules trat zu seinem Vater. „Du warst ein Söldner, so zu desertieren“, redete dieser ihn an. „Doch es sei Dir verziehen!“ Damit reichte er verächtlich seinem Sohne die Hand und die Sache war abgetan.

„Gott sei Dank, jetzt können wir vergnügt am Abendmahl gehen“, jubelte nun Jules, während Camille seinem Vater beim Aufstehen half, um ihn durch seinen Diener zum Abendessen anleiten zu lassen.

Das war bald geschehen, schon nach fünf Minuten kam er im schwarzen Ueberrock, mit einem roten Ordensbande im Knopfloch wieder zurück und erklärte sich bereit, zu gehen.

Die ganze Familie begab sich nun in das neben dem Speisesaal gelegene kleine Empfangszimmer, wo Beifall, Maria und Onkel Thomas bereits ihre Gäste erwarteten. Alle drei in einfacher, dem Landaufenthalte entsprechender Kleidung, gegen welche die Prachttoilette der Madame Hertore auffallend abfiel. Beifall ging so gleich auf sie zu und überreichte ihr ein paar zwanglos gebundene Rosen, die sie unter lebhaftem Danke in ihr Mieder steckte und sofort über die lebenswürdige Aufnahme, die sie gefunden und die interessanten reizvollen Räume, die sie bewohnten, zu reden begann, so daß sich der Hausherr erst nach einer Weile an ihren Gemahl und Camille wenden konnte, doch hatten sich beide unterdessen mit Onkel Thomas und Maria sehr gut unterhalten. „Sind auch Sie mit Ihrem Quartier bei uns zufrieden?“ fragte er den alten Herrn.

„Doch, gewiß“, erwiderte er zum ersten Mal in freundlichem Tone. „Ich hätte es mir nicht besser wünschen können.“

„Das freut mich sehr“, gab Beifall verbindlich zurück, „dann bleiben Sie nur recht lange bei uns.“

„Ob Ihnen das so erwünscht wäre?“

„Können Sie daran zweifeln? Ich versichere Sie, es würde mir die höchste Ehre und Freude sein.“

Spaziergänge durch das wohlthätige Wiesbaden.

III.

Frauenloß.

Man hat mich getadelt, weil ich in diesen Schilderungen der öffentlichen und privaten Hilfsbereitschaft unserer Bürgerin die Tätigkeit des Roten Kreuzes ein nach der Meinung dieser Kritiker unverdient hohes Lob spende. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Entwicklung dieses Mittlers und Trägers unserer Wiesbadener Fürsorge von Anfang an zu verfolgen und kann aus vollster Überzeugung den Lesern nur das eine antworten, daß auch der höchste Ausdruck freudiger Anerkennung nicht den Wortlaut darstellen kann, den die mühsame Einrichtung und die außerordentlichen Leistungen unseres Kreiskomitees verdienen. Besonders die mannigfaltige und erfolgreiche Tätigkeit unserer Frauen und Mädchen scheint mir auch durch das größtmögliche Lob noch lange nicht gebührend gewürdigt zu sein.

Wer es nicht glaubt, folge mir im Geiste durch das weitverzweigte Tätigkeitsgebiet der Abteilung 4 des Roten Kreuzes, wo die Arbeit und die Freude an der Arbeit lautenartig gewachsen sind.

Es war wirklich keine Alleinigkeit, aus den vielerlei Bedürfnissen, Notwendigkeiten und Möglichkeiten, die in der Fürsorge für die Angehörigen der Krieger begründet sind, ein einziges großes Hilfsamt zu schaffen. Es ist eine Maschine vergleichbar, deren Hunderte von kleinen und kleinen Teilscheiben in enger gemeinsamer Arbeit das Gesamtziel liefern, eine allseitig befriedigende, notlindernde Hoffnung und Freude verbreitende Hilfeleistung. Doch erst die langjährige Erfahrung der Leiterinnen dieser Abteilung konnte diese Hilfsmaschine zu dem Musterapparat gestalten, als der sie heute erscheint. Hier tritt an die Stelle der schematischen Unterstützungsweise des Staates und der Stadt die persönliche Behandlung der Hilfesuchenden. Das Geld wird durch wahrhafte Zeichen der Nächstenliebe, durch Nahrung, Kleidung und Gegenstände des täglichen Bedarfs ersetzt. Was das bedeutet, wird dem Leser klar, wenn er erfährt, daß zur Zeit mehr als 3000 Familien mit rund 10 000 Personen von der Abteilung 4 nicht nur unterstützt werden, sondern in all den vielen Wechseln des Lebens Rat und Hilfe finden. So vertritt denn diese Abteilung des Roten Kreuzes gewissermaßen in 3000 Familien den Fernen, für alles sorgenden Familienvater, dem von der Wiege bis zum Sarge ungezählte und ungeahnte Vorkämpfer aufgestellt sind. Dort ist ein neuer Weltbürger der Eintritt in das harte Dasein so freundlich wie möglich zu gestalten, die Mutter mit Wäsche, Arzt und Hilfe zu versehen — hier einer toten Kriegerin die letzte enge Ruhestätte zu verschaffen, — da fehlt es an Wintergewändern — hier an Kohlen, Schuhen und Arzneien. — Und alles besorgt das Rote Kreuz. Dessen Warenlager ist eine Lebenswürdigkeit für sich. Badewannen und Kinderwagen, Mäntel und Röcke, Schuhe und Wäsche, Kartoffeln und Kolonialwaren hängen der Empfänger. Und alles ist in jener glänzenden Uebersichtlichkeit angeordnet, die in der Kartothek zu einer ebenso großartigen wie notwendigen Darstellung kommt. Großartig, weil sie außer den Leistungen der Abteilung 4 alle Eintragungen des Kriegsunterstützungsamtes und der städtischen Fürsorge enthält und so eine lückenlose Zusammenfassung der erfolgten Unterstützung oder der Ablehnungsgründe bietet. Und notwendig, weil durch ihre glänzende Führung das Rote Kreuz und damit die Einwohnerin vor einem Mißbrauch ihrer Liebes-tätigkeit bewahrt wird. Denn unter den Tausenden, die im Monat November u. a. 8500 Brote, 18 000 Liter Milch, 35 000 Portionen Suppe, 6000 Pfund Kolonialwaren, 100 Zentner Kartoffeln, 175 Zentner Kohlen und 308 Paar neue Kinderschuhe erhielten, befindet sich mancher, der da glaubt, daß die Liste Band des Roten Kreuzes nicht wisse, was die rechte tut, wofür dieser Brief und seine Auflösung einen schlagenden Beweis liefert. Schreibt da eine Frau D.: — „Ich, Frau D., bin gezwungen, mich doch einmal hierher zu wenden da ich doch gar nicht bekomme ich bekomme nichts als Brod. So oft ich mich melde bekomme ich alles abgeschlagen. Ich habe schon ein paar mal gemeldet um etwas Wäsche oder Kleidung und Schuhe. Da heißt es immer es ist nichts da. Aber ich weiß Leute die bekommen Bare Schuhe, Kleidung Milch Brod und Kriegsgeld. Die sagen einfach so kann ich es auch haben. Bei den Leuten ist es aber noch nicht einmal angewandt.“ usw. Festgestellt wurde durch Einsichtnahme der Kartothek, daß die Schreiberin die Frau eines städtischen Arbeiters ist, und außer der Kriegsunterstützung 75 Proz. des Lohnes ihres Mannes weiterbezieht. Ferner hat sie vom Roten Kreuz erhalten: 6 Wochen täglich 1 Liter Milch, 2 Wochen täglich 1/2 Liter Milch, wöchentlich 2 Brote, 8 Wochen lang täglich 2 Suppen, am 17. September ein Kleid für das jährige Mädchen, am 19. Oktober ein

zweites Kleid, am gleichen Tage einen Anzug für den jährigen Knaben, am 2. September eine Schulbluse und zwei Hemden für das kleine Kind. Dagegen stehen natürlich auch viele Dankbarkeitsbeweise, die Geber und Empfänger in gleicher Weise ehren. Denn es ist selbstverständlich, daß in diesem Betriebe, in dem das durch Erfahrungen geklärte tiefe Verständnis für die Not und Bedürfnisse der Hilfesuchenden die Entschlüsse bestimmt, sich von dem Stab der Helfenden zu dem Heere der Unterstützten Brücken gebaut haben, die eine rasche und sachgemäße Hilfe gewährleisten. Doch es ist erstaunlich, welche Fülle von verschiedenartigen Ansprüchen gebucht, geprüft, abgewiesen oder genehmigt werden muß. Und immer wieder muß der Zweck der Abteilung, nur den Kriegerangehörigen zu helfen, für die Entschlüsse bestimmend sein. So werden den Wöchnerinnen, die einer Hauspflege bedürfen, Kriegerfrauen zugeordnet, die wieder von der Abteilung 4 entlohnt werden. So wird den werdenden und jungen Müttern, um ihnen die Möglichkeit eines Verdienstes zu geben, Strickwolle angewiesen, deren Verarbeitung zu Strümpfen für unsere Krieger das Rote Kreuz entlohnt. Daß außerdem jedes neugeborene Kriegerkind ein Sparfassenbüch mit einer kleinen Einlage erhält, die mit einem im Jahre der Einlegung den Betrag von 15 M. erreicht, dürfte für die Ausübung jeder denkbaren Möglichkeit der Hilfeleistung in schwerer Zeit zeugen. Die Sparfassenbücher für sämtliche Knaben hat eine Wiesbadener Dame gespendet, für die der Mädchen wird in Wohltäterkreisen noch gesammelt.

Was ferner an Flüchtlingen aus Frankreich und Belgien, an armen Eltern von Kriegerkinder, für deren Unterstützung in manchen Fällen — z. B. alte Mutter — verheirateter Sohn — die geistliche Fürsorge noch Lücken aufweist, geschieht, ist, ist bewundernswert. Nicht zuletzt auch die prächtige und stille Art, wie hilfsbereite Familien der Stadt mit dem Roten Kreuz Hand in Hand arbeiten.

So nahm durch Vermittlung der Abteilung 4 die Gattin eines bekannten hiesigen Arztes eine aus Belgien vertriebene schwangere Frau mit zwei Kindern bis zu ihrer Entbindung — drei Monate — auf. Nach der Entbindung das Rote Kreuz für eine kleine möblierte Dachwohnung, wie in zahlreichen anderen Fällen, wo die Helferinnen durch Wohnungsvermittlung bei Kriegerfrauen diesen Verdienst und den heimatischen Unterhalt besorgen. Von der Unterbringung der 900 Kriegerkinder, die in den verschiedenen, von der Abteilung 4 eingerichteten Anhalten beaufsichtigt, versorgt und gepflegt werden, und von der sichtbaren Wohltat, die ihnen hierdurch erwiesen wird, will ich ein anderes Mal berichten. Diese Kinder werden einst, wenn der Erwachsenen Untand längt die geradezu ungeheure Arbeitsleistung unserer Wiesbadener Fürsorgetätigkeit für die Angehörigen der Krieger vergessen hat, die lebenden Zeugen für diese Zeit sein, und ein Frauenloß in dankbarem Herzen tragen, das meine Worte nicht zu sagen vermögen.

Denn dieselben Frauen und Mädchen, die tagtäglich in Hunderten von Familien Ermittlungen anstellen, Wünsche entgegennehmen, die täglich hunderte von Pfunden Kolonialwaren verpacken und abgeben, Kleider, und Wäsche ausgeben und tausend andere ungewohnte, aber freudig geleistete Arbeit verrichten, wollen jetzt noch eine wahrhaften Dank versprechende Aufgabe erfüllen, die Weihnachtsbescherung. Wie sie im Einzelnen sich gestalten wird, liegt vorläufig noch im Schoße dieser geheimnisreichen Zeit verborgen. Doch das heimliche Rauschen und Wirken der Damen und Herren der Abteilung 4, das Baden und Schaffen hinter verschlossenen Türen, das Plänemachen mit schlafenden Augen bürgt auch in dieser größten Familie der Stadt für besondere Ueberraschungen, die den 10 000 Empfangenden ein Beweis der Gemeinamkeit sein wird, die in dieser Zeit der Not ein leuchtendes Band der Liebe um Alle schlingt. Noch vieles könnte ich erzählen, was ich bei meinen Besuchen in der Abteilung 4 an wahrhaft tätiger Hilfeleistung gesehen habe. Von den hinausziehenden Vätern, denen die Frauen harben, und denen das Rote Kreuz die Sorge um die zurückbleibenden Kinder abnahm. Von den gewissenhaften Prüfungen der Anträge und schließlich glänzenden Entscheidungen erfahrener Frauen. Von der graphischen Darstellung der Ansprüche an die Abteilung 4, die an den Wänden des höchst sinnreichen Erdgeschosses einer Sektierin wie eine Fieberkurve der Not dieser Zeit hängt usw. Doch diese Zeit gräbt ja selbst vor unseren Augen ihre eigene Fieberkurve mit blutigen Händen in das Buch der Geschichte ein. Während ich diese Sätze schreibe, bringt der Drach die schwarze Kunde, daß wieder ein Stück Deutschland im Kampfe auf dem Weltmeere in die Tiefe der Ewigkeit versunken ist. Was will gegenüber diesem großen und graußigen Wirken eines unsichtlichen Geistes unser kleines erbärmliches menschliches Erleben bedeuten! Was hat in dieser gewaltigen Zeit noch die Kleinlichkeit der Ge-

sinnung zu schaffen, die aus Unverstand oder böser Absicht dem Nächsten das Leben sauer macht, anstatt seinen Willen, dem Vaterlande zu dienen, mit allen Kräften zu fördern und zu unterstützen! Um Größeres als menschliche Schwächen und Alltagsgeiz handelt es sich in diesen Tagen. Dank und Untand haben keinen Einfluß auf ihren Wert und ihr Gelingen. Aber aus allen Winkeln und Tiefen wird herein, wenn die Geschichte dieser Zeit geschrieben wird, ein Licht emporleuchtet, das mit frohlichen Worten verkündet, was diese armen Sätze anzudeuten versuchten: das Frauenloß, das wir alle schulden, und das wie ein Zeichen des ewigen Herzensfriedens auch über diesen blutigen Tagen steht!

Heinz Gorrena.

Weihnachten in Feindesland.

Weihnachten, das Fest der Freude für jung und alt, rückt heran. Tausende von geschäftigen Händen rühren sich in diesen Tagen, um unseren tapferen Krieger in Feindesland eine Freude zu bereiten und ihnen die Festtage so angenehm als möglich zu bereiten. Da dürfte die Schilderung eines Weihnachtsfestes deutscher Krieger auf fremder Erde unseren Lesern willkommen sein. In seinem von F. W. Brepohl unter dem Titel „Im Kampf um Ehre und Leben“ herausgegebenen Tagebuch*) schildert der aus Nied bei Frankfurt stammende, freiwillige Unteroffizier im Deutsch-Südwestafrikaner Johann Ferdinand Mohr (jetzt Postkassener in Gießen) eine Weihnachtsfeier auf südwestafrikanischer Erde, inmitten des Kampfgetümmels wie folgt:

„Der heilige Abend war hereingebrochen. Als deutsche Soldaten ließen wir es uns nicht nehmen, auch hier, mitten in Feindesland, fern von der Heimat, das Weihnachtsfest nach alter deutscher Sitte mit einem Weihnachtsbaum zu schmücken. Ein als Eriag für den Tannenbaum geeigneter Strauch war bald gefunden. Erst waren wir um den Schmuck verlegen. Woher sollten wir den in der Wildnis nehmen? Aber ein Kamerad wußte Rat. Alte leere Konservendbüchsen, brutes Papier und Verbandwatte wurde herbeigeschafft und recht bald war ein weihnachtsbaumähnliches Gebilde fertig. Väter hatten wir keine. Deshalb wurde vor dem Baum ein Feuer angezündet, welches die Krieger erheitern sollte. Nicht fündlich wurde uns zu Mut, als nun, umgeben vom Feinde, aus rauher deutscher Soldatenfelle das „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all“ zum Himmel emporstiege. Fröhliche Gesichter sah man allenthalben, als „Du fröhliche, o du seltsame, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ angestimmt wurde, und nie habe ich den erfreuenden Einfluß dieses Liedes so empfunden, wie damals in der Wildnis von Südwestafrika. Unsere Gedanken schweiften weithin übers Meer in die traute Heimat. Im Geiste sahen wir die geliebten Unsrigen in geheizter Stube fröhlich unter dem Weihnachtsbaum versammelt. Sie gedachten gewiß unser, wie wir, umgeben von Gefahren, mit ihnen im Geiste vereint, die frohe Botschaft: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ an unser Ohr schallen ließen. Nur an unser Ohr? O nein, sie ging tief in unsere Herzen hinein. War es nicht Dohn, „Friede auf Erden“ mitten im Krieg? Ach nein, eine frohe, friedvolle Stimmung zog in unsere Herzen, trotz des drohenden Kampfes. Endlich einmal würde auch Friede in Südwestafrika. Der Wachtmeister hielt eine fernerige Ansprache und ließ noch einmal alles, was wir in fremdem Land erlebt, an unserem Geiste vorüberziehen. „Friede auf Erden“, ach möchte die Verheißung Wahrheit werden, so schallte es jetzt wieder in meinen Ohren, als wir der gefallenen Kameraden gedachten. Tiefe Stille herrschte unter uns. Als nun einer der Kameraden das „Stille Nacht, heilige Nacht!“ anstimmte, da erfüllte mich eine stille feierliche Begeisterung und ein heiliges Gebet stieg aus meinem Herzen auf, — wie in Kindertagen.

Der Ernst des Augenblicks erinnerte uns aber daran, daß vielleicht auch uns bald der Heldentod bevorstand. In diesem Bewußtsein stimmten wir das Reiterlied: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtet mir zum frühen Tod“ an. Der Heimat galt aber darum auch unser Gruß bei der friedlichen und erhebenden Feier. Mit dem eindrucksvollen Lied „Gruß an die Heimat“ endete der Abend. Wir feierten ein Fest des Friedens, mitten im Krieg, rüstend zum neuen Kampfe.

Die Feier war längst vorüber. Noch lange pflogen wir der Unterhaltung und suchten erst spät unser Lager auf. Noch im Traume hallte das „Morgenrot, Morgenrot“ mir nach. „Bald wird die Trompete bläsen“, so gauselte der Traumgott mir eben vor, als ich durch Alarm aufgeschreckt wurde. Das Weihnachtsfest, der erste Weihnachtstag, das große Fest des Friedens, dessen Eindruck wir am Abend gefeiert, brach für uns mit neuem Kriegslärm an. Der Befehl zum Ausbruch, Abmarsch war gekommen, und schon am Nachmittag setzten wir uns in Bewegung.“

Es ist wohl nicht möglich, ohne innere Bewegung diese Schilderung der Feier zu lesen. Ein schlichtes deutsches Volkslied, ein einfacher Soldat läßt uns einen Blick tun in die Tiefe seines Gemütes, und was wir hier wahrnehmen, zeugt von so urdentlichem Wesen, von solcher tiefen Innerlichkeit, daß es ein lebendiges Zeugnis für die Wahrheit des Herweghischen Wortes von „Deutschem Volk, dem Hoffnungsvolk der Erde“ wird. Solche Krieger sind keine Barbaren, sie sind die Söhne echter Kultur!

Ihrer in unseren Tagen nicht nur zu gedenken, sondern ihre Weihnacht reichlicher zu gestalten, ist daher auch die heiligste Pflicht des deutschen Volkes. Gedenken wir unserer tapferen Feldherren da draußen, indem wir ihnen reichliche Bekleidung bereiten, dann zeigen wir uns würdig unserer Söhne, die nicht nur Gut und Blut für das Vaterland opfern, sondern die auch inmitten von Kampf und Krieg, inmitten von Schlachtenlärm und Kanonendonner deutsche Eigenart, deutsche Gemütsstärke und deutsches Wesen bewahren.

F. W. Brepohl, Bad Nauha a. d. Rahn.

*) Wonnenden bei Stuttgart 1914, Verlag Lammle und Müllerichon.

Forman
gegen Schnupfen
Dose 30 Pfg.

Schriftleitung: Bernhard Grothus.
Verantwortlich für deutsche und ausländische Politik: B. Grothus;
für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltungs- und volkswirtschaftlichen Teil:
W. C. Eisenberger; für Stadt- und Landverhältnisse, Bericht und Sport:
G. Diebel; für die Angelegenheiten: W. Schubert; sämtlich in Wiesbaden.
Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H.,
(Zeltung: E. Niedner) in Wiesbaden.

Unglücks wäre auf den „Banden“-Booten keine Rente entkommen —, um so weniger, als das Meer voller Raubische war. Die berückichtigten germanischen Deutschen verlangten aber nicht etwa von den kriegsgefangenen Mannschaften der „Banden“ die Arbeit des Ruderns und Ueberholens. Aus purer „Gefälligkeit“ laten sie das selber — mit der freundlichsten Miene und mit geduldiger Gümmigkeit. Ueberhaupt waren die deutschen Matrosen höflich, munter und guter Dinge. Alkohol wurde an sie nicht verkauft, ja die Matrosen weigerten sich sogar, auch nur eine Zigarette oder eine Zigarette zum Geschenk anzunehmen, da ihnen vom Kommandanten streng verboten war, irgendwelche Geschenke entgegenzunehmen. Die Disziplin war, wie die Amerikaner sagten, geradezu sensationell. Offiziere und Mannschaften waren die Höflichkeit selber. Den Damen, die nach Souvenirs fragten, gab man Nutenbänder und Knöpfe, und mit höflichem Gruß, als hätte man im Salon gestanden, verabschiedete man sich.

Die Reise nach Para dauerte sechs Tage, und zwar wollte man vermeiden, daß die Augenwelt zu früh von der neuen Tat der „Karlsruhe“ erfährt. Das Schiff wollte Zeit haben, Kohlen und Vorräte von Bord des eroberten Schiffes zu nehmen. Inzwischen brach für die von der „Banden“ an Bord der „Munition“ gebrachten Passagiere ein übles Leben an. Das Frachtschiff war nicht für Passagiere eingerichtet und an Bedienung herrschte Mangel. Der Kapitän des Schiffes befahl den englischen Stewards von der „Banden“, Hand anzulegen. Diese Leute aber benutzten die Gelegenheit, um die Passagiere auszuwählen, Kaffee und Eiswasser, Matrasen usw. für Geld zu verkaufen. Sie versuchten sogar, in die Vorratskammer einzubrechen, und da außerdem von einer beginnenden Meuterei gegen den Kapitän und die in der Minderzahl befindliche deutsche Mannschaft gemunkelt wurde, so bewaffnete man kurzerhand alle deutschen Mannschaften an Bord mit scharf geladenen Revolvern. Herr Beer äußerte sich recht bitter über den Kapitän der „Banden“, welchen er der Untätigkeit beschuldigte.

Auf der „Munition“ hatte der Kommandant der „Karlsruhe“, Fregattenkapitän Köhler, folgende Erklärung gegen englische Lügen anbringen lassen:

„Die englische Presse liefert seit Beginn des Krieges falsche Nachrichten über die Grausamkeit der deutschen

Kriegsführung. Jeder, der Deutschland kennt, wird diese häßlichen Lügen recht einzuschärfen wissen und als unwürdig des großen englischen Volkes bezeichnen. Ein strenges Vorgehen gegen Franktireurs und andere unbefugte Waffenträger ist in einigen Fällen notwendig geworden und wird hoffentlich dazu dienen, die Kriegsführung in den völkerrechtlich festgesetzten Grenzen zu halten. Es ist bezeichnend, daß die englische Presse kein Wort des Tadels für solche Leute findet, die ohne Berechtigung zu den Waffen greifen. Jedem neutralen Menschen sollten auch die Verschimpfungen des früheren Präsidenten Roosevelts durch die englische Presse zu denken geben: er hat es nämlich gewagt, unparteiisch keine Ansicht zu äußern über die Unschuld Deutschlands an dem Kriege und über die Notwendigkeit strenger Maßnahmen gegen Franktireure.

Da auch über die Behandlung der von deutschen Kreuzern genommenen Handelsschiffe falsche Anschauungen herrschen, so bringe ich zur Kenntnis, daß alle Kapitäne der bisher von E. M. S. „Karlsruhe“ genommenen fischen Schiffe ihren Dank ausgesprochen haben für die ihnen und ihren Reuten erwiesene gute Behandlung. Sie haben erklärt, daß sie der englischen Regierung dies mitteilen wollen. Kein Mann der Besatzung der genommenen Schiffe, sei er Neutral oder englischer Staatsangehöriger, ist an seinem Eigentum, seiner Freiheit oder an Leben und Gesundheit im geringsten geschädigt. Die Behandlung der Besatzungen der deutschen Handelsschiffe in englischer Gefangenschaft steht hierin in auffallendem Gegensatz. Der uns von England erklärte Krieg zwingt uns, jedes englische Schiff zu nehmen und zu zerstören. Die Besatzungen der deutschen Kreuzer haben aber hiervon keinen Vorteil, da die deutsche Marine im Gegensatz zur englischen Marine Priisengeber als ein Ueberbleibsel aus der Zeit des Seeraubes nicht kennt.

Ich bedaure, daß die Passagiere des genommenen englischen Dampfers „Banden“ durch die Ueberlieferung auf den Dampfer „Munition“ Unbequemlichkeiten ausgesetzt sind. Die Benutzung eines Fahrzeuges einer kriegsführenden Macht bringt dies aber leider mit sich.

gez. Köhler, Fregattenkapitän und Kommandant
E. M. S. „Karlsruhe“.

Auf englischen Blutpfaden.

Dies Kind — kein Engel ist so rein! In allen Tonarten, Rhythmen und Abkürzungen trägt die englische Presse der Gegenwart dieses lustige Zeitmotiv vor. Kein Breden, kein Blutspriherchen klebt — nach der englischen Auffassung — an britischen Händen, ichlosweise strahlt das englische Unschuldshemd, es ist rein wie Kirchlilien. Dagegen Michel, der böse, finstere Vetter! Blut läuft er wie Wasser, in Blut wadet er bis zu den Knien, Blut tropft von seinen rucklosen Händen! Seine Schandtaien türken entsetzlich zum Himmel und flehen Brand und Schwefel herab.

Sachte nur, sachte — ihr englischen Engel, unschuldige Kindergeister! Die Welt besitzt — Gott sei Dank — einen Gerichtshof, der nüchtern und sachlich aufschreibt, abwägt und urteilt, der sich nicht verblüffen und verblenden läßt: die Geschichte. Aus ihren Aufzeichnungen kann man ein ganz anderes Bild vom englischen Wesen gewinnen, als es die heutigen Schreiber jenseits des Kanals darzustellen belieben. Das Kitzliche an der Sache ist ferner, daß Engländer selbst dieses wertvolle Material zusammengetragen und überliefert haben, und daß man somit gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit und der gehässigen Geschichtsbeurteilung gewappnet ist.

Man gehe nur einmal die Geschichte der englischen Herrschaft in Indien durch, man greife nur ein einziges und nicht einmal das schaurigste Kapitel, das der Niederwerfung des indischen Aufstandes im Jahre 1857 und 1858 heraus. Die Greuelthaten, die damals von englischen Soldaten und Offizieren begangen worden sind, haben sogar Engländern die Haare zu Berge getrieben. Die Engländer suchten ihr Verhalten zwar abzuwehren, indem sie den Aufstand als „Mutiny“, „Militärrevolte“, bezeichneten. Aber die Weiswäscherung gelang nicht. Gewiß waren die Sepoys die ersten, die sich erhoben, aber sie waren nicht allein — das ganze Volk stand hinter ihnen, da es das englische Joch nicht mehr länger ertragen konnte. Man lese doch die Proklamationen des greisen Scheinmoguls vom 28. August 1857, in der er die Erhebung rechtfertigte. „Die Engländer“, so heißt es darin, „haben die Gutsbesten an den Bettelstab gebracht, sie ins Gefängnis geworfen und ihre Besitzungen wegen rückständiger Steuern konfisziert. Die Trennlosen haben den Handel mit den wichtigsten und einträglichen Produk-

ten unseres Landes — zu ihrem alleinigen Vorteil in Beschlag genommen und für ein Monopol erklärt. Wir verarmen und haben kaum genug, um unser Leben zu fristen...“

Aber wie hat England den Aufstand niedergeworfen! — „Ein Galgen“ — so heißt es in einem von der „Times“ veröffentlichten Brief eines Engländers aus Benares — „ist der Inbegriff unserer Regierung. Ein Galgen mit drei Stricken steht vor unserem Flaggenmast, wir können in einer und derselben Minute drei Rebellen aufknüpfen. Kein Tag vergeht, wo nicht einige arme Teufel in die Ewigkeit geschickt werden.“ Dabei war dies noch die anständige gefundene Form der englischen „Besänftigung“. Um die eigenen Greuelthaten zu beschönigen, erfand eine regierungstreue Presse Grausamkeiten und Schandlichkeiten aller Art, die von den Hindus begangen worden sein sollten. Diesen Fälschungen trat jedoch der Berichterstatter der „Times“, B. Russell, energisch entgegen. Das Blatt selbst unterdrückte zwar diese Proteste, sodaß Russell sich genötigt sah, sie nach dem Kriege in einer Broschüre zu veröffentlichen. Darin schreibt er a. B.:

„Ich finde in den Zeitungen die Beschreibung einer Höhle, in welcher sich grauenhafte Dinge zugetragen haben sollen; eine große Anzahl von Frauen und Mädchen und Kindern seien dort das Opfer infamster Behandlung gewesen und dann grausam hingerichtet worden. Vor ihrem Tode schrieben die Frauen mit ihrem Blute an die Wand: „Möget Eure Weiber, Eure Töchter!“ — Die ganze Geschichte ist eine Fabel; ich habe die Höhle vor einigen Wochen besucht und nichts von solcher Schrift gesehen; sie liegt an einem Orte, wohin der Aufstand gar nicht gedrungen, wo aber auch kein Verbrechen begangen worden ist. Jetzt bin ich aber wieder dort gewesen und habe in der Tat jene Worte gefunden, doch sind sie mit fetter, sogar zierlicher Schrift geschrieben, schwarz und nicht rot und so hoch, daß keine Frau, besonders keine zu Tode verwundete Frau, hinanreichen kann. Das Ganze ist nichts als eine Fälschung, darauf berechnet, die Brut unserer Landsleute noch mehr zu entflammen.“ — Die kleine Schrift berichtete, daß sogar ein Peer im Oberhause proklamierte und dabei die schlagenden Worte sprach: „Unser ganzes Verfahren ist schamlos in hohem Grade. Ist das Völkerecht uns günstig, so dringen wir auf strenge Beobachtung desselben, wenn nicht, so beseitigen wir es ohne Umstände.“

Am fürchterlichsten hatte die Stadt Delhi die englische Rache zu spüren bekommen. Vor dem Sturm gab General Wilson den Befehl, ohne Gnade alles niederzumeheln und keine Gefangenen zu machen. („Ein Befehl, wie er seit Roms Zeiten nie mehr ausgegeben wurde“, sagte später General Thomson im Parlamente.) Und er wurde nur zu gut ausgeführt. Der „Globe“ vom 17. November 1857 schrieb darüber:

Die Tore wurden durch Kavallerie gesperrt, um den Einwohnern die Flucht unmöglich zu machen, dann ging das Morden los, es währte drei Tage lang!... Alle Bewohner von Delhi, welche sich beim Einzuge unserer Soldaten vorfinden, wurden niedergemetelt. In manchen Häusern waren vierzig bis fünfzig Personen versteckt, nicht Aufhänger, sondern friedliche Menschen, Männer, Frauen und Kinder, welche durchaus keinen Teil am Aufstande genommen hatten — sie wurden hingerichtet.“

Hand in Hand mit dem Blutbad ging eine Plünderung. Russell schrieb: daß eine Frau, um ihre Ehre zu retten, einem Soldaten ein Kästchen voll Juwelen reichte, das hunderttausend Pfund wert war. Aus der erwähnten Broschüre Russells sei ferner noch folgendes Beispiel hervorgehoben:

„Ein Offizier marschierte an der Spitze einer Abteilung Soldaten nach Delhi, als ihm ein blinder Greis, von einem etwa vierzehn- oder fünfzehnjährigen Knaben geführt, entgegenkam. Das Kind ließ den Blinden stehen, näherte sich dem Offizier, kniete nieder und sprach ihn flehentlich an, indem er auf den Greis hinwies. Der Offizier zog sein doppelläufiges Pistol und legte auf den Knaben an, der Schuß ging aber nicht los. Er drückte noch einmal und wieder verlagte die Waffe. Schamel! Schamel! riefen einige Stimmen hinter ihm. Der Offizier kehrte sich mit strengem Blick um, schaute dann auf das Pistol, wo etwas in Unordnung war, drückte wieder auf das Kind ab, diesmal mit Erfolg, dann schob er auch den Blinden nieder, kommandierte: „Vorwärts! marsch!“ — und vorbei gingen an den röchelnden, im Todeskampf sich windenden Opfern.“

Die Beispiele ließen sich leicht mehren, wenn man nicht auf das Ärgste von diesen Greuelgeschichten angewidert wäre. Immerhin spricht das hier wiedergegebene Material deutlich genug.

Weihnachts-Verkauf

zu herabgesetzten Preisen.

Herbst- und Winter-Mäntel

Jackenkleider

Besuchs-Kleider, Blusen, Morgenröcke etc.

Ganz besonders preiswert:

Astrachan-Mäntel

neueste Formen, erprobte Qualitäten

Mk. 35.— 48.— 59.—

HERTZ

Langgasse 20.

Viele tausend Meter Reste und Abschnitte von Kleiderstoffen, Seidenstoffen, Mantelstoffen, Blusenstoffen etc., sind zu sehr billigen Preisen ausgelegt.



Gr. Tauber
Photohaus
WIESBADEN
Kirchgasse 20, Telef. 717
Größtes Spezialgeschäft
Südwestdeutschlands
J Dunkelkammern
zur freien Benutzung

Neu: Lichtbilderserien vom Weltkrieg.
Märchenserien für Kinder, farbige Stereobilder.

Jedem Käufer eines photographischen Apparates praktischer
... Unterricht kostenlos bis zur vollständigen Erlernung. ...

Für Interessenten Vorführung jedes Projektions-Apparates
und Kinematographen mit jeder gewünschten Lichtquelle.

Illustrierte Preisliste kostenfrei.

Als Weihnachts-Geschenke für unsere

Offiziere und Soldaten im Felde

empfehle in reichster Auswahl:

Taschen-Kameras

4 1/2 x 6, 6 x 6 u. 6 x 9 für Filmpacks u. Platten sowie für Rollfilms,
nebst allem Zubehör von M. 14.— bis M. 200.—.

Elektr. Taschenlampen

mit la Wotan-Metallfadenbirnen und Dauerbatterien.

Ausserdem empfehle mein bekannt grosses Lager in

Photographischen Apparaten

aller Systeme von M. 4.— an bis
zu den feinsten Luxusmodellen

Projektions- u. Vergrößerungs-Apparate

in allen Preislagen

Halbertsma-Parallel-Kohlen-Bogenlampen

D.R.P. 228 632 und 266 203

Mirroscope

zur direkten Projektion
von Photographien und Postkarten
von M. 32.— an

Kinematographen

von M. 120.— bis ca. M. 2000.—

Kino-Films

à 8—15 Pfg. per Meter.

Sämtliche Bedarfsartikel in unerreichter Auswahl.

Versäumen Sie nicht

Blumenthals wohlfeile Woche

zu

volkstümlichen Preisen

zu besuchen!

2568

Belanntmachung.

Der Weihnachtsmarkt findet in der Zeit vom 12. bis einschließlich 24. Dezember ds. Js. auf dem Paulbrunnenplateau statt.

Wiesbaden, den 25. November 1914.

Der Vollzugspräsident: von Schend.

Alpakka-Silber:

Bestecke.

Nickel:

Kaffee- u. Teeservice.

Kristall:

Salatschüsseln

Weinrömer.

Porzellan:

Kaffee- u. Teeservice

Waschgarnituren

Bowlen

Gemüse- u. Gewürz-

tonnen.

Elektrische Staubsauger

Teppichkehrer

Fussbodenböhner.

Kauft

praktische

Weihnachtsgeschenke!

WILH. HÖCKER

Schillerplatz 2.

2072

Keller's Einkochapparate

Aluminium-Kochgeschirre

„Kosmos“-Em.-Kochgesch.

„Laurica“

Knet- u. Passiermaschinen

Brotkästen

Tafelwagen

Küchenuhren

Wandkaffeemühlen

Fleischhackmaschinen

Reibemaschinen

Brot Schneidemaschinen

Messerputzmaschinen mit

Bürstenscheiben.

Bitte um Besichtigung meiner Ausstellung. :: Gekaufte Waren werden bis zum Feste aufgehoben.



J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6
— Telephon 59 —

Hof-Spediteure
des Kaisers



Sr. Majestät
und Königs

Möbeltransporte von und nach allen Plätzen

Umzüge in der Stadt

Uebersee-Umzüge per Luftvan ohne Umladung

Kostenanschläge gratis.

1790

25. Gabenverzeichnis.

Es gingen weiter ein für die Zentralkasse der Sammlungen für die freiwillige Hilfsleistung im Kriege, Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden, in der Zeit vom 5. Dezember bis einschließlich 11. Dezember 1914:

H. H. (Erlös aus altem Gold) 30 M.
Geheimrat B. (5. Gabe) 50 M. — Walling 30 M. —
B. Bod (4. Gabe) 100 M. — G. Böcher 3 M. — Oberst Wöt-
cher (5. Gabe) 30 M. — Durch die Bank für Handel und
Industrie gingen ein: Borwerk 10 M. Sanitätsrat Dr.
Pröbsting (5. Gabe) 100 M. — Durch das Bankhaus Mar-
cus Verlo u. Cie. gingen ein: Frau Sanitätsrat Brenden-
theil 100 M.
G. H. 20 M.
Durch die Deutsche Bank gingen ein: Herr von Cerven
10 M. Regierungsrat Berger u. Frau 300 M. Frau E. H.
von Lohow (2. Gabe) 100 M. Frau von L. (Weihnachts-
gabe für die Krieger im Felde) 20 M. Frau von L. (für
die Krieger) 20 M. — Frau Dröfer 25 M.
G. B. 3 M.
Frau E. Frank 3 M. — Verlag Frauenkapital Berlin
10 M.
Dr. Gergens (5. Gabe) 30 M. — Major von Gledens
100 M. — Regierungsrat und Vaurat Woltermann (4. Gabe,
für Weihnachten) 50 M. — Walter Gradewitz (für Weih-
nachten im Lazarett) 10 M. — Hugo Grün (für Krieger im
Felde) 200 M.
Hr. von Endvort (für die Deutsche Offiziersstör-
sende) 1 M. — August Erlenwein (5. Gabe) für warme
Decken für den Osten 200 M. — 1. Erlös aus vaterlän-
dischen Buchzeichen durch Herrn Fischer 7,20 M. — Erlös
aus Singen d. L. Schuler (Sammelbüchse Nr. 145) 7,98 M.
— Erlös aus Singen durch E. Lagaude (Sammelbüchse
Nr. 166) 8,75 M. 9. Erlös aus Papierabfällen der Firma

Rührer 25 M. — Erlös aus Konzert in der Walhalla am
3. und 4. Dezember 129,83 M.
Durch Herrn Intendant Heindmann, Prosekiade 5.
gegen 17,50 M. — Frau Benigstenberg, Caffel (für Weih-
nachtslotterie) 300 M. — Joels Herz 10 M. — G. L. J. H. 87
Dochheim 22,50 M. — Eugen Hoffmann aus Soest 5 M.
E. Jaffe (3. Gabe) 50 M.
Hr. A. (3. Gabe) 20 M. — Beigeordneter Körner 50 M.
— Frau Bree, Kolb 5 M. — 6. Kompanie Inf.-Regt. 80
21. Division 18. Armee Korps 65 M. — Frau Korten-
bach 300 M.
Hr. Lambert (5. Gabe) 10 M.
Hr. Rath (für Weihnachten der Krieger) 10 M. —
Landgerichtspräsident Mecke (5. Gabe) 50 M. — Handels-
kammer-Sandikus Dr. Herbot (5. Gabe, Liebesgaben für
die Verwundeten in den Lazaretten) 50 M.
H. H. (für die Deutsche Offiziersstörsende) 1 M. —
Durch Hr. Notha (Erlös aus Verkauf von Posten für Ge-
mälde für die Truppen im Felde) 50 M.
Patriotischer Konzertabend der Stadt. Kurverwaltung
(Hälfte des Reinertrags) 590,22 M. — Emil Peipers
(5. Gabe) 100 M.
Quinta A der Bietenschule 2,25 M.
Frau Heinrich Ritter (für Lotterie) 50 M. — Buch-
drucker Carl Ritter G. m. b. H. 500 M. — Frau Kom-
merzienrat Küling (für Lotterie) 400 M.
Dritte Sammlung des Gastwirte-Vereins (Sammel-
büchse) 677,06 M. — Sammlung der Wiesbadener Zeitung
und der Wiesbadener Neueste Nachrichten: Conopia 10 M.

Seis (für Weihnachten) 20 M. B. A. 10 M. — Frau Gene-
ral von Sah (für Weihnachten) 25 M. — Polizeipräsident
von Schend 100 M. — Hr. Schneider (3. Gabe) für Weih-
nachten 500 M. — E. Schramm (5. Gabe) 100 M. — Frau
General Strank (für die Truppen im Felde) 100 M. —
Frau General Strank (für die Hinterbliebenen) 100 M.
Von einem Dienstmädchen für warme Socken 5 M. —
Von einem Stadtratskassen 20 M. — Durch den Vorstuh-
Berein zu Wiesbaden gingen ein: Hr. Rinna und Fran-
ziska Möhler 20 M. Frau Emma Billich 10 M. Frau Pau-
line Langenthal Bwe. 3 M. Stadtbaurat Dr. ina.
Scheuermann (Monatsgabe) 10 M. Dr. Eugen Fischer
(Monatsgabe) 30 M.
von B. 5 M. — Geschwister Wagemann (G. Waga-
manns Kinder) 200 M. — Geschwister Wagemann 100 M.
— Wiesbadener Tagblatt-Sammlung 475 M. — Wies-
badener Tagblatt (Weihnachtsspende für die Truppen im
Felde) 50 M. — Frau Wintelspecht 2 M. — Rechnungsrat
Wittich (weitere Gabe) 20 M. — von Wulffen 100 M.

Einnahmen am 5. Dezember 1914	1308,22 M.
Einnahmen am 7. Dezember 1914	1387,56 M.
Einnahmen am 8. Dezember 1914	2167,72 M.
Einnahmen am 9. Dezember 1914	505,20 M.
Einnahmen am 10. Dezember 1914	202,— M.
Einnahmen am 11. Dezember 1914	795,— M.
Einnahmen der vorerwähnten Banken	733,— M.

Gesamtsumme der bis jetzt eingegangenen Beträge: 766 838,31 Mk.

Verichtigungen: Im Gabenverzeichnis 24 muß es statt Banddirektor Höfer (für eine gute Nachricht aus Amerika) heißen: Frau Direktor Höfer 50 M. statt Konzert Hartung 100 M. muß es heißen: Frau Direktor Müller aus dem Konzert Hartung (dritte Gabe) 100 M.
Wegen etwaigen Verichtigungen von Fehlern, die in vorstehender Liste unterlaufen sein sollten und die sich leider nicht immer vermeiden lassen, genügt eine kurze Notiz an das Bureau der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime, Friedrichstraße 27.
Wir bitten dringend um weitere Gaben.

2577

Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden.

Literarische Rundschau.

Ein' feste Burg.

Predigten und Reden aus eheerher Zeit.

Zum Heften der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, unter Mitwirkung von D. Dr. von Bessel, Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums München, D. Han, Generalsuperintendent des Oden, D. Dr. Dibelius, Oberhofprediger und Vizepräsident des Königl. Säch. Co.-Luth. Landesconsistoriums in Dresden, D. Dr. Brander, Oberhofprediger und aestr. Vizepräsident des Eang. Ober-Kirchenrats in Berlin, D. Gennrich, Generalsuperintendent in Magdeburg, D. Freilich von der Goltz, Professor an der Universität Greifswald, D. Dr. Hunsinger, Hauptpastor und Professor in Hamburg, D. Mähling, Professor an der Universität Berlin, D. Thilo, Generalsuperintendent in Wiesbaden, D. Dr. Seeburg, Professor an der Universität Gießen, D. Dr. Ebnan, Professor an der Universität Gießen, Schöttler, Generalsuperintendent in Königsberg i. Pr., D. Spitta, Professor an der Universität Strassburg, Schmidtknecht, Prälat in Karlsruhe, und anderer Medner auf Kanzel und Altar, herausgegeben von Lic. theol. Primo Doehring, Königl. Hof- und Comprediger in Berlin. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin.

In der Einführung sagt der Herausgeber u. a.: „Glaube ist Leben. Wohlan, leben wir dies heilverheißende Leben! Darum sollen die Worte, die sich im Kriege bewährten, auch im Frieden ihr Best tun: sie sollen den Menschen nach der Seite desseu, was er im Innern unseres Vaterlandes an Aufgaben zu lösen haben wird, vorbereiten. — sie sollen uns für die Friedenszeit als die Menschen erhalten, an denen wir in diesen Kriesskämpfen durch Gottes Hand gemacht worden sind. Predigten und Reden, Anzettel und Rathgeber stehen in diesen Zeiten nebeneinander. Die Junge und Alte durch Worte des Glaubens für Werte des Glaubens bereichert worden sind, davon wollen diese Blätter Zeugnis ablegen.“

Weihnachtsbaum für Deutschlands Krieger.

Unter diesem Titel gibt der Evangelische Bund eine Volks-Schrift heraus, die bestimmt ist, unsere Kämpfer mit rechter Weihnachtstreu und -hoffnung zu erfüllen. Die Weihnachtsgeschichte von Ludwig Richter und die altvertrauten Weihnachtsglieder bilden den Rahmen, in dem sich u. a. Geheimrath D. Scholz, Vortragsprediger D. Rogge, Direktor Otto Eberling mit warmherzigen Ansprachen und Erinnerungen an unsere Tausender wenden. Die Schrift kostet 20 Pfg. und wird in einem Briefumschlag zur Verschönerung als vorzüglicher Weihnachtsbrief geliefert.

Nach auf! Bedrnf an das deutsche Volk. Von V. Sebastian
von Der D. Z. B. 11.-12. Tausend 12^o (18 Z.). Freiburg
1914. Verderische Verlagsbuchhandlung. 15 Bfg.: 50 Stck 6 Mf.

1914. Veröfentlichte Verlagsausgabe. 15. Aufl. 30 Bände 8. u. 16. u.

Ein inhaltsreicher, reichendes Schriftchen. Jede Seite hat heißen, tief und weit dringenden, tapferen Klang. „Ein gerechter Krieg!“ „Wir müssen siegen!“ „Wir werden siegen.“ Das alles wird festgestellt, unrückbar, unantastbar. Und hineingelegt wird mit festerer Hand in die Urgründe der Siegeshaftigkeit auf unserer, der Schwäche auf feindlicher Seite.

Margarete Bruns: Die Salamander-Höhle: ein Märchenbuch aus Kriegszeit. Ausstattung von H. O. Schmidt. Preis 3 M. geb. (Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. B.)

Die köstlichen Märchen dieses gemästeten Buches sind in eine spannende Rahmenerzählung eingeschlossen, die Schlachten-
rausch und Kriegslust atmet, und zwar ist es die ganz besondere
Romantik der großen Preußenkriege, der Dauth der friederizianischen
Zeit, der durch die Mäpfer dieses Buches weht. Gänzlich
hingenommen von der Kunst der Erzählerin, liest man sich hinein
in ihre Schöpfung, folgt ihr durch alle Kriegsgefahren in die
unheimliche und dennoch köstliche Gölle der Salomander und
erlebt in einer wunderbaren Nacht, indes die Schlacht über die
Höhlungen des feistamen Berges hindunnet, Stunden der Ged-
amtheit und Entrücktheit in alle heimlich-sicheren Märchenfernen

Heinrich Hauser. Die Kriegspflicht der Daheim-
gebliebenen. Preis 30 Pf. Verlag von Albert Langen in
München.

Mäucher verweißt die Daheimgebliebenen, die nicht in dem großen Waderweg des Krieges tanzten kennen, auf ihre eingeborene Aufgabe: Diener und Boten des Friedens zu sein. Sie sollen den kämpfenden Brüdern die Seagnungen und die Mächtigkeiten eines künftigen, reichen Friedens erhalten, das ist ihre vornehmste Kriegsarbeit!

Der Krieg. Wirtschaftliches, Technisches, Statistisches. Ge-
heftet 2 Mk., geb. 3 Mk. Verlag Georg Müller, München.

Das Buch ist willkommene Aufschlüsse über all das, was wir uns über die Stärken der neuen Heere, über Verpflegung und Munition, über die einzelnen Nationen und die Kampfweise ihrer Soldaten, über die verschiedenen Festungsarten, gibt eine anschauliche Schilderung der modernen Kriegsmittel und ihrer Ausgestaltung in technischer Hinsicht unter Bezugnahme auf die früheren Kriege und behandelt die von früheren Kämpfern so ganz verschiedenartige neue Kriegsführung. Ein belan-

deres Kapitel ist den in letzter Zeit so außerordentlich entwickelten neuen Waffen wie Mine und Torpedo, Luftschiff, ferner Eisenbahn und Auto, Funken-Telegraphie und so weiter gewidmet.

Die Soldaten des U 9 im Wandbilde. Der Kunstverlag Gerhard Stalling in Eldenburg i. Gr. gibt soeben eine prächtige Gravüre im großen Wandbildformat 73:95 Zmr., in einer kleineren Ausgabe von 37:48 Zmr. heraus. Prof. Will. Stömer, der sachverständige Marinemaler, hat darauf einen ergreifenden Moment festgehalten: Das kleine U 9 fährt in Paradeausstellung durch ein sich gen Himmel türmendes Galiergroßer Schlachtschiffe, deren Mannschaften, hingerissen vom Augenblick, begeistert der kleinen Besatzung der Ruhlsale entgegenjubeln. Das Blatt kostet in der großen Ausgabe 6 Mk., in der kleinen nur 2.60 Mark, ist also im Verhältnis zum Gebotenen recht preiswert.

12 Kriegsdienstarten von Otto Soltan. In hübschem Umschlag Preis 1 Mark, einzeln 10 Pfennig. Inhalt: 1. Aufklopfen, 2. Retter, 3. Flieger, 4. Matrose, 5. Kanonier, 6. Schwelmer, 7. Auf-
fahrende Batterie, 8. Wir treten zum Beuten, 9. Meierei, 10. Kriegstrauer, 11. Vermundete, 12. Kriegsgottesdienst. (Lücker-Verlag, Greiner u. Pfeiffer, in Stuttgart). Soltans Kriegsbilder zeugen von einem starken Verständnis unserer herrlichen Zeit und sind in ihrer herabhaft gezeichneten Technik, die von wirklich großartigem Können zeugt, ebenso deutlich, wie in der Schlichtheit und Tiefe des Erlebens.

Ranien, Sibirien ein Zukunftsland. 400 Seiten.
Text, reich illustriert, 154 Abbildungen, 3 Karten. Gebunden
10 Mf. Verlag R. V. Brockhaus, Leipzig.

„Russische Truppen für England — auf dem Wege nach England — schon in England!“ lautete kürzlich eine Neuter- nachsicht. Waren sie vom Monde herabgefallen? Die russische Citeriellotte hecht in der Mausefalle des Finnischen Rückens! — Den Ausgang aus dem Schwarzen Meer hat der Tiele durch Sperrung der Dardanellen verarmmet. Bleibt dem Russen noch ein drittes Ausloch zu einer Ueberseeverbinding nach Europa? Kommt der Weg durch das Nördliche Eismeer um Standinavien herum etwa in Betracht? Diese gegenwärtig so aktuelle Frage beantwortet der berühmte Polarforscher Fridtjof Nansen in seinem neuen Buch „Sibirien!“ Im vorigen Jahr hat er selbst diese Fahrt gemacht: Ihm gelang es tatsächlich, um das Nordkap herum das Arktische Meer zu durchkreuzen und die Mündung des Jenissei zu erreichen. Keiner von den Teilnehmern ahnte, daß diese Expedition auch einmal eine strategische Bedeutung haben könnte! Als Pionier des Welt Handels waren Nansen ausgesprochen, eine Handelsstrasse zu suchen für die unermühten noch ungehobenen Bodenschätze Sibiriens nach Europa. Eine regelmäßige Dampferverbinding auf diesem Wege ist möglich, wenn die russische Regierung durch Anstalten und Wasserluchtschiffe einen kühnsten Ausflugsdienst dort einrichtet, eine Aufgabe, die — glücklicherweise — Jahre bequemer Arbeit erfordert! Welche Schwierigkeiten dem entgegenstehen, von welchen Anfallen Nansen's neuentdeckten Seeweg nach Sibirien beherrscht wird, schildert der berühmte Forscher jetzt in dem Buche: Sibirien, ein Zukunftsland.

Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer und Entdeckungen, Kulturen etc. (H. Zwarg, Stuttgart) bringt als schönstes Panopticon eine höchst lebendige Schilderung aus dem Götterkrieg von der Maas bis an die Rarne mit zahlreichen lebenswahren Photographien und vortrefflichen Originalzeichnungen von Künstlerhand. Der auch in seinen übrigen Beiträgen reiche und stattliche Band wird bei unserer Jugend unweifellos wieder freudigen Beifall finden.

Prof. Dr. Christian Schmidt's naturwissenschaftliche Schülerbibliothek 27: *Mein Handwerkszeug*. Von C. Fren. Für 12- bis 15jährige Knaben. Mit 12 Abbildungen im Text. Karton. 1 Mk. Verlag von H. G. Deubner, Reimsig in Berlin 1914.

Verlag von S. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914.

Es fällt in diesem Jahre, für manche drohende Plage auf dem Weihnachtstisch vorzuarufen. Dazu eignet sich für Eltern und Kinder in hervorragender Weise die Anleitung zur Knoblaucharbeit in dem kleinen, feinen im Verlag von S. G. Teubner erschienenen Büchlein: *Iren. Wein Handwerkskunst*. Die Betätigungslust unserer Jungen äußert sich in erster Linie durch ein allgemeines Verlangen nach Werkzeuge, denn nur dadurch wird ihnen die Möglichkeit gegeben, selbst etwas Nützliches anzubringen. Aber häufig müssen sie anknähen, was sie sich wünschen oder anknähen sollen, weil ihnen der Zweck und die Handhabung der meisten Werkzeuge noch unbekannt ist und sie höchstens von den gebräuchlichsten Formen überhaupt den Namen wissen. Deshalb will ihnen das Büchlein erst einmal den Kenntnis des Handwerkszeuges vermitteln, damit sie aus deren verschiedenen Formen ihre Verwendung und Handhabung kennen lernen, die sich ihnen dann leicht durch eigene Beobachtung weiter erschließt.

Ludwig Binde, Der Bodenlehrer. Mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner. Gebunden 3 Mk., gebunden 4 Mk. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Ein stiller, aber doch innerlich bewegter und reicher Lebenslauf ist es, den Ludwig Fritsch in diesem neuen Schwabenbuch am Auge des Lesers vorüberziehen läßt: der Weg eines Schätzerlehnen von der Alb bei Reutlingen über das Handwerk zur Kunst. Vol-

starker Anmut und innigen Gemüthsgefühls das Kindheitsidyll, in dem wir den Velden der Gräßlung mit den beiden älteren Brüdern und der Nachbarstochter Judith herumschweifen sehen; voll verhaltener Schmerzen und in tapferem Schweigen durchzugerungener Kämpfe die Entwidlung des Jünglings, den seine Lehr- und Gesellenjahre aus dem kleinen Waid in die moderne Großstadt führen, zum Mann, der in der Malerei seinen Lebensberuf und in einem einfachen, edlen Mädchen die treue Lebensgefährtin findet. Es ist eine Art Gegenstück zu seinem vorernten Buch „Die Reise nach Triest“, was Ludwig Nind in diesem „Bodenleher“ geoffenbart hat, ein Gemüth auch in Bezug auf die künstlerische Anschauung. Denn „Die Reise nach Triest“ mit schönen Bildern von Max Buchner in derb-fräftiger Goldschnittmanier geschmückt ist, so „Der Bodenleher“ noch reicher und freundlicher mit farbigen Illustrationen des jungen schwäbischen Künstlers A. Stirner, der zuerst durch seine Illustrationen zu Morikes „Büchelmannlein“ in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Theodor Fontane. Mathilde Möhring. Roman. Fischers
Bibliothek zeitgenössischer Romane. 6. Reihe, 5. Bd. (Z. Fischer,
Verlag, Berlin.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1,25 Mark.

Thomas Mann, Das Wunderkind. Fishers Bibliothek zeitgenössischer Romane. 6. Reihe, 6. Band. (E. Fischer, Verlag, Berlin.) Pappband 1 Mark, in Leinen 1.25 Mark.

Geschichten aus der Zone. Von Theodor Storm. Taschen-Ausgabe. Zwei Bände in einen Band gebunden. (In Leinen 2 M.). Gefestigte Ausgabe in Ganzleder 4 M.). Gebr. Pachtel (Dr. Georg Pachtel). Berlin N. 35. Luisenstraße 7.

Im Verlage des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Berlin, ist soeben erschienen: Verdeutschungsbücher des Allgem. Deutschen Sprachvereins IX.

Tanzkunst, Bühnenswesen und Tona. Verdeutschung der hauptsächlichsten in der Tanzkunst, der Schauvielfunk, dem Bühnensbetrieb und der Tanzkunst vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter. Im Auftrage des Vereins aufgenommen und bearbeitet von Prof. Dr. H. Denede. Zweite Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. G. Seeliger. Preis 60 Pf.

Dies Buch, welches f. St. von Prof. Dr. A. Dencke in Dresden in dankenswerther Weise zusammengestellt worden ist, erscheint hiermit in zweier umgearbeiteter und erheblich vermehrter Auflage. Der als Muffkirschensteller bekannte Herausgeber derselben, Prof. Dr. H. Seeliger in Landsbut, hat, unterstützt durch einen Auschuß sachkundiger Bachmänner der in Frage kommenden Gebiete, neben denkbar größter Vollständigkeit eine möglichst innigegemäße und zugleich geschmackvolle Vertheilung der einzelnen Ausdrücke angestrebt; der vorhandene Vorrath ist gründlich geordnet, jede Geismaltfamkeit unsichtbar vermieden worden.

Calendar

Welhagen u. Klasinge Almanach auf das Jahr 1915 im
erscheinen und hat es verstanden, seinen zierlichen Inhalt dem
Ersitz und der Größe der Zeit anzupassen. Sodass er bei aller
Anmut auch der ästhetischen Erziehung doch ein echter Kriegs-
almanach geworden ist. Dichtungen von Ernst Villauer, Richard
Schaufel, Job. Höflner, Will. Wesper, Franz Karl Ginzler, sind
aus den Stimmungen unserer Tage geboren; andere wie die
Gedächtnisse von Ernst Zahn, Georg v. d. Gabelens, Herrn. Kurz
sind so sorgsam gewählt, dass sie wenigstens mittelbar in Be-
ziehung zu dem stehen, was uns alle erfüllt. Unter den Auf-
sätzen verdienen besondere Aufmerksamkeit die Betrachtungen
von Max Esborn über deutsche Mode und von Hedwig von Bobel-
itz über den Almodode-Kreuz. Ein feinsinniges Bild des musikalischen
Lebens und seiner Zukunft entwirft Leopold Schmitt.
Reichen farbigen Schmuck erhält der im Verlage von Welhagen u.
Klasinge (Bielefeld u. Leipzig) erscheinende Band durch die Auf-
sätze von Ludwig Sternau über den Vater Danks Fellau und
von Paul Weislin über das Miniaturporträt.

Mennels und von Vengertes landwirtschaftlicher Hilfs- und Schreibkalender, 68. Jahrgang 1915. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher erster Beamten vom Direkt. Geheimen Rat Dr. H. Thiel, Ministerialdirektor a. D. Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstraße 10 und 11. Erster Teil, verbunden zweiter Teil geheftet. Preis 2,50 M.

Teil angehören, zweiter Teil bezieht sich auf den Namen des Menschlichen Kalenders ist wohl jedem Landwirt geläufig. Der erste Teil ist ein sehr praktisch eingerichtetes tägliches Notizbuch, das ferner die wichtigsten Tabellen enthält, die der Landwirt häufig zu Rate ziehen muß. Der zweite Teil, das landwirtschaftliche Jahrbuch, enthält außerdem weiteren landwirtschaftlichen Tabellen in diesem Jahre einen größeren Artikel von Dr. Max Dehrüd über die Verwendung der Kartoffeln, der die größte Beachtung aller Landwirte verdient.

Als das billigste Weihnachtsgeschenk von allen uns bekannten in dieser Zeit erschienenen Schriften kann der Kriegskalender der 1915 bezeichnet werden. Er ist schon als 10. Jahrgang des Vaterländisch-Sozialen Volkskalenders vom Ev. Sos. Presseverband für die Provinz Sachsen herausgegeben worden und kostet bei einem Umfang von 61 Seiten, darunter 62 Seiten Text, mit 14 Bildern, den erstaunlich billigen Preis von nur 7.00 Mk. für 100 Stück worto- und verpackungsfrei. Anfragen und Bestellungen sind zu richten an den Presverband in Halle (Saale), Steinweg 20. Einzelreprinte des Kalenders kosten 10 Pfg.

Wie ich verkaufe
dient mir als Reklame
was ich verkaufe
dient mir als Empfehlung!

Segall

Das neue

Damen-Konfektions-Geschäft

Beachten Sie bitte meine Schaufenster!

Vergleichen Sie
Preise und Qualitäten

Wiesbaden

Langgasse 35
Ecke Bärenstrasse

Triplex Weg mit dem splittergefährlichen Glas!
Die neue splitterfreie **Autobrille**.
Unentbehrlich für jeden Autofahrer!
Zu haben bei **Optiker Müller, Langgasse 15, Fernspr. 6148.** **Triplex**

Grosse Preisermässigung

bis Weihnachten auf unsere grossen Vorräte neuester

Damen-Konfektion.

1500 Winter-Mäntel

jetzt 6.⁵⁰ 9.⁵⁰ 15.⁰⁰ 22.⁰⁰ bis 38.⁰⁰

150 Astrachan- u. Plüsch-Mäntel

jetzt 16.⁵⁰ 24.⁰⁰ 35.⁰⁰ 48.⁰⁰ bis 110.⁰⁰

600 Jacken-Kleider

jetzt 15.⁰⁰ 25.⁰⁰ 38.⁰⁰ 50.⁰⁰ bis 85.⁰⁰

300 Kinder-Mäntel

jetzt 3.⁵⁰ 6.⁰⁰ 8.⁵⁰ 12.⁰⁰ bis 24.⁰⁰



Wir kauften letzter Zeit in Berlin enorme Quantitäten letzter Neuheiten Kostüme und Mäntel weit unter Herstellungswert. Die dadurch entstandenen Vorteile übertreffen an Billigkeit und Güte alles bisher Gebotene.

123,11

Erstaunlich billige Preise Putz-Abteilung.

in unserer

Die noch in grosser Auswahl vorrätigen garnierten Hüte und Hutformen sind nochmals im Preise herabgesetzt.

2565

FRANK & MARX

Zu Weihnachten im Kriegsjahr 1914

empfehlen wir in jeder Grösse fertig am Lager:

<u>Herren - Paletots</u>	23.—	28.—	33.—	38.—	45.—	52.—	bis	65.—	Mk.
<u>Herren - Ulsters</u>	28.—	33.—	38.—	43.—	48.—	53.—	bis	68.—	Mk.
<u>Herren - Anzüge</u>	23.—	28.—	33.—	38.—	43.—	48.—	bis	62.—	Mk.
<u>Herren - Pelerinen</u>	11.—	13.—	15.—	18.—	21.—	23.—	bis	28.—	Mk.
<u>Herren - Beinkleider</u>	4.75	6.—	7.50	9.—	11.—	13.—	bis	22.—	Mk.
<u>Haus - Joppen</u>	11.—	13.—	15.—	18.—	21.—	23.—	bis	45.—	Mk.
<u>Schlafröcke</u>	12.—	15.—	18.—	23.—	28.—	33.—	bis	52.—	Mk.
<u>Jünglings - Ulsters</u>	18.—	20.—	22.—	24.—	27.—	32.—	bis	42.—	Mk.
<u>Jünglings - Paletots</u>	15.—	18.—	20.—	23.—	26.—	30.—	bis	40.—	Mk.
<u>Jünglings - Anzüge</u>	16.—	19.—	21.—	25.—	28.—	33.—	bis	45.—	Mk.
<u>Knaben - Paletots</u>	5.50	7.—	9.—	11.—	13.—	15.—	bis	28.—	Mk.
<u>Knaben - Anzüge</u>	5.—	6.—	8.—	10.—	12.—	15.—	bis	25.—	Mk.
<u>Schüler - Pelerinen</u>	5.50	6.—	8.—	9.—	10.—	12.—	bis	17.—	Mk.

Gummi-Mäntel :: Bozener Mäntel :: Auto-Mäntel :: Jagd-Mäntel :: Jagd-Pelerinen :: Geh-Pelze :: Fahr-Pelze
Auto-Pelze :: Pelz-Joppen :: Sämtl. Militär-Ober- u. Unterkleidung :: Vollständ. Militär-Ausrüstungen
 in nur guten im Felde erprobten Qualitäten.

Unsere Preise sind niedrig aber streng fest
 und auf jedem Stück in Zahlen deutlich vermerkt
mit 10 Prozent Weihnachts-Rabatt.

1914



Umtausch aller Weihnachts-Geschenke
 bis Neujahr gestattet.

Gebrüder Dörner

Sonntags bis 8 Uhr abends geöffnet.

Bekanntes erstkl. Spezial-Geschäft
4 Mauritiusstrasse 4 gegenüber der
 :: Walhalla. ::



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 11.

Wiesbaden, den 13. Dezember 1914.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Er!“, von E. Müller-Röder. — „Ein Feldpostbrief aus Frankreich“. — „Unser Wille“, von Karl Alexander von Müller. — „Wie sie's erfährt“, Kriegsflieger von Hans Stwald. — „Bücher der Kultur und Kunst“, von Dr. Hans Bethge. — „Die kleine Majestät“, von Max Merl-Buchberg. — „Discretion“, Erzählung von M. H. Sophar, Wiesbaden. — „Vilderbogen fürs Haus“, aus der Wapen eines Familienwaders. — „Zuflüge Ede“.

Zum Geleite:

Aus dem gleichen Grunde, warum eine Verfassung nichts Ueberirdisches und Unvergängliches ist, aus dem gleichen Grunde ist die Selbstregierung eines Volkes nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel seiner Existenz; und ein Volk, das die ganze Zeit mit diesem Mittel zubringen muß, gleicht einem Menschen, der eine Schüssel Krebse bearbeitet und bei aller Arbeit hungert. Gottfried Keller.

Er!

Von E. Müller-Röder.

„Die organische Schöpfung beginnt mit dem Protoplasma und gipfelt im — Engländer.“

Dieses Wort des unlängst verstorbenen Konstantin von Jeditz, der in langjährigem Aufenthalt im Land der Briten dieses Volk recht gründlich kennen gelernt, drückt in prägnanter Kürze die löbliche Ueberzeugung eines jeden gutgestellten Engländer aus.

Arbeiten mag der Gentleman nicht. Seinen Unterhalt durch Arbeit erwerben: daran ist der den sogenannten gebildeten Ständen angehörende Brit nicht gewöhnt. Von Vaters und Vorvaters Seite her besitzt er — zu einem großen Teil aus den reichen Erträgen seiner Kolonien — was ihm ein auskömmliches, bequemes Dasein gewährt. Kommt ihm aber dieser Besitz einmal abhanden, so hat auch das Dasein keinen Wert mehr für ihn. Denn ideale Güter bilden nur für einzelne Engländer höchsten Inhalt und Ziel des Lebens. Bei der Allgemeinheit fehlt der geistige Auftrieb und notwendig folgt daraus, daß der Sinn am Materiellen haftet, nach möglichst ausgiebiger Befriedigung materiellen Wohlbehagens strebt. Daß der Engländer in Verfolgung dieses Zieles skrupellos vorgeht, das erfahren wir jetzt zu unserem Schaden. Er selbst ist dieser Anschauung und der daraus hergeleiteten Praxis vollkommen gewöhnt und weiß stets Gründe dafür zu finden. Denn wie Bernard Shaw selbst sagt: „Der Engländer tut alles aus Grundsatz. Er führt Krieg aus patriotischen Grundsätzen, macht Völker zu Sklaven aus politischen Grundsätzen, hält zu seinem König aus loyalen und schlägt ihm den Kopf ab aus republikanischen Grundsätzen.“

Auf ein bequemes, durch geschäftigen Müßiggang nach Belieben ausgefülltes Dasein also hat die Krone der Schöpfung ein Recht. Und die Sorge, diese freundliche Gewohnheit des Daseins, könnte ihm durch unsere deutsche

wirtschaftliche Entwicklung geschmälert werden: das ist der so klägliche und dennoch wahrhaftige Grund seines Hasses gegen uns, die tatsächliche Ursache zu diesem entsetzlichen Völkerrkrieg. Einen ehrlichen Wettkampf der Arbeit mit uns aufzunehmen, sein Bestes zu versuchen, um unsere wirtschaftlichen Fortschritte durch eigene Anstrengung und erhöhte Leistungen auszugleichen: das fällt dem Briten gar nicht ein. Lieber Kampf dem Nachbarn, dem Feinde, der sein bequemes Dasein zu beeinträchtigen droht!

Nach diesen Kampf kämpft der Brit ja vorzugsweise auf anderer Kosten: auf fremdem Boden, mit Söldlingen, die für den respectable gentleman garnicht zählen, die er mit seinem Gelde kaufen kann; mit wilden Völkerschaften ferner, deren Gemeinschaft der Brit für sich mit Entrüstung und Widerwillen zurückweist. Zur Begründung dieses Kampfes hat England das schöne Wort „deutscher Militarismus“ erfunden. Ach, was dieser Militarismus für uns ist: das begeisternde Band, das alle deutschen Stämme, alle Berufsstände in herzlichster Eintracht zusammenschließt: das zu verstehen ist ein Engländer garnicht fähig.

An dem Tage, da Oesterreich seine Söhne zu den Waffen rief, da im schönen Tirol von allen Höhen die Kriegstüchtigen herniederstiegen, sich um die Fahne der „Tiroler Kaiserjäger“ zu scharen, da wanderte ich gerade mit einer englischen Bekannten der Höhe oberhalb Meran entgegen. „Gehen denn hier alle in den Krieg?“ fragte die Engländerin ein wenig betroffen. „Auch die Reichen?“ „Ja, freilich!“ erwiderte ich, „sehen Sie her!“ Wir kamen eben an dem so herrlich gelegenen Schloß Ramez vorüber, das einst auch das erste Opfer des Schwarzen Peter*), den

*) Der derzeitige König von Serbien ist bekanntlich ein Abkömmling des Georg Petrovic, genannt Karadjordje, der schwarze Georg.

unglücklichen Alexander, beherbergt. „Herr B. war gestern noch friedlicher Weingutsbesitzer und heute ist er Leutnant und befehligt den hiesigen Landsturm.“

„The . . . Land . . . Sturm . . .“

Das war für sie wie für andere ihrer Landsleute der Gipfel des Entsetzens. Denn sofern sie überhaupt ein Wort Deutsch verstehen, erweckt dieses ihnen die Vorstellung, daß ein Land gestürmt werden soll.

Das Ihre? Heute hoffe ich es. Denn wenige Tage später kam auch die englische Kriegserklärung, und alsbald stellte ich meinem englischen Bekannten den Stuhl vor die Thür. Einem Engländer die Wahrheit beibringen, ihn von Tatsachen überzeugen — ebensogut könnte man versuchen, den Kanal auszuschöpfen. England ist der großmütige Beschützer des unschuldig heimgesuchten Belgiens: das ist die ausgegebene Parole, und daran halten sie fest.

„So hat man die Engländer bisher doch nicht gekannt,“ sagte mir ein sehr unterrichteter Deutscher von großer Menschenkenntnis und Erfahrung. Wir müssen sie aber kennen lernen bis auf den Grund. Denn England mit seiner unbegrenzten Selbstsucht, die weder Skrupel noch Hemmungen kennt, ist eine immerwährende Gefahr für die Ruhe und den Frieden aller anderen Völker. Zur Befriedigung dieser Selbstsucht ist dem Engländer jedes Mittel recht. Sein nationaler Dünkel ist so groß, daß er garnicht das Empfinden hat, für ihn sei irgend etwas ungehörig oder unschicklich. Er will es, und das genügt. Der Wille ist ja die wesentlichste Eigenschaft des Engländer. Als wertvolle Schutzwehr in allen Lebenslagen wird den englischen Knaben ein starker, zäher Wille anezogen, er wird systematisch geübt. Jeder Lord oder Baronet, jeder wohlhabende Engländer ist durch Eton oder Harrow gegangen; jeder hat dem altüberlieferten System gemäß seine Prügel empfangen und ausgeteilt. Was unserem deutschen Ehrgefühl unerträglich deucht: Schläge widerstandslos hinzunehmen, das ist dem englischen Schüler die Regel. Das flogging-system gestattet den Schülern der oberen Klassen, die der unteren als Stubenburschen zu verwenden und nach Belieben zu verprügeln. Keinen Laut darf auch der Kleinste von sich geben; er beißt die Zähne zusammen und tröstet sich mit dem Gedanken: „Heute bin ich der sag, morgen bin ich der sag-master.“ Ja, so wird der Wille entwickelt bis zur Brutalität — aber auf Kosten des Ehrgefühls. Und eine der merkwürdigsten Komplikationen im Charakter des Engländer ist sein übergroßes Selbstgefühl im Verein mit einem sehr verkümmerten Ehrgefühl. Das Bindemittel ist sein nicht zu übertreffender nationaler Dünkel: was er tut, das ist schlechthin das Rechte, und was Angehörige anderer Völkerschaften darüber denken und sagen möchten, das sieht ihn nicht an.

Und groß wie seine Selbstsucht ist seine Heuchelei. In politischer Beziehung haben wir das ja nun erfahren! Aber auch in seinen Lebensgewohnheiten ist Heuchelei, der Schein, ein wesentlicher Zug. Betrachten wir z. B. die vorgebliche Religiosität des Engländer. Wer als respectable gentleman angesehen sein will, geht Sonntags zur Kirche. Das heißt in England! Im Ausland braucht er sich ja diesen Zwang nicht aufzuerlegen, obgleich er allenthalben, wo Engländer leben, ein hübsches Gotteshaus erbaut. Auch hier, im schönen Meran, steht eine zierliche englische Kirche; sie wird so wenig besucht, daß ein hier ansässiger Amerikaner, der die Engländer so sieht, wie sie sind, ihnen ernsthaft rät, die Kirche doch zu verkaufen. Aber das haben sie ja nicht nötig. Sie können sich den Luxus leisten und — es sieht immerhin gut aus.

Denn auf das Aussehen, auf den äußeren Schein legt der Engländer Wert, und auch das steht in engem Zusammenhang mit seiner inneren Unwahrhaftigkeit. Wir anerkennen gern, was wir England an Literatur und Wissenschaften verdanken; wir schätzen seine Philosophen, seine großen Maler. Daß aber England kein Kulturvolk ist, das beweist es durch sein jetziges Verhalten. Gebildete Deutsche und Oesterreicher, denen es zu ihrem Unheil nicht gelang, Großbritannien rechtzeitig zu verlassen, werden in umgrenzte Lager gesperrt wie Vieh. Die höchste Roheit aber betätigt England dadurch, daß es deutsche Patente für nicht-

tig erklärt: sich an dem Ureigensten des Menschen vergreifen, an seiner Idee, das ist Brigantentum.

Der großen Mehrzahl der Engländer, auch der besseren Stände, genügt äußere Politur, Beherrschung der satzhaften Formen. Der Stand der allgemeinen Bildung ist ein recht niedriger, namentlich bei der weiblichen Bevölkerung, der es allerdings bei dem Mangel an öffentlichen Schulen und systematischen Unterricht auch an Gelegenheit gebricht, sich die bei uns üblichen Kenntnisse zu erwerben.

Und trotz alledem hatten die Engländer es fertig gebracht, vielen Deutschen erheblich zu imponieren. Englischer Geschmack fand Beifall, Nachahmung, obwohl wirklicher Schönheitssinn, seines künstlerischen Empfindens nicht in der Natur der Engländer liegt. Englische Spiele beherrschten die Mußestunden der deutschen Jugend bereits im Uebermaß. Die englische Sprache war im Begriff, sich den Erdkreis zu erobern. Und wie im Grunde unschön ist nicht diese Sprache! Keinen formvollendeten Organismus gleich den romanischen Sprachen stellte sie dar; kein aller Beweglichkeit, aller Ausdrucksfeinheit fähiges Gebilde gleich der deutschen. Nein, ein der bloßen Zweckmäßigkeit dienendes Mißwerk hat der Briten den verschiedensten Sprachen entlehnt und seiner Bequemlichkeit entsprechend sich mündgerecht gemacht. Tausende von charakterlosen Einsilbern vermehren die Ausdruckslosigkeit dieses Idioms. Bedeutsam aber und eine Warnung für alle übrigen Völker bleibt eines: das einzige, kleinste Wörtchen, das der Engländer groß schreibt, ist das, mit dem er seine eigene, ihm über alles werthe Persönlichkeit bezeichnet das Wörtchen I.



Ein Feldpostbrief aus Frankreich

... Treffend für unser Denken fragte gestern abend im Bett mein Quartierkollege, der neue Adjutant, ein Mannesleutnant, der am ersten Mobilmachungstage geheiratet hat: „Sagen Sie mal, geht es Ihnen auch so, daß Sie im allgemeinen so garnicht an zu Hause, an das, was hinter uns liegt, denken?“ Aus ehrlicher Ueberzeugung mußte ich antworten: „Ja!“ Nicht nur meine, nein alle unsere Briefe in dieser armen Zeit sind Stimmungssache, vom Moment diktiert, wenn irgend ein äußerer Anlaß, sei es die Post oder sonst was, die Gedanken zu dem zurückführt, was wir haben verlassen müssen. Im übrigen liegt das alles hinter uns, von dem Jetzt durch einen dicken Strich getrennt! Jetzt gibt's nur ein „Vorwärts“ und „Drauf“, alles andere, so Gott will, später. — Endlich habe ich die Anerkennung auf allen Seiten gefunden, nach der ich gesehnt habe seit Beginn des Feldzuges. Nicht mehr die Zahl sein, sondern der Mann, mit dem und auf den man rechnet. Und das ist unbeschreiblich schön! — Seit langen Wochen habe ich heute nacht zum ersten Mal ausgesogen in reinem Bett gelegen, nachdem ich mich mit warmem Wasser habe abwaschen können, heute nacht werde ich wieder darin liegen. Bis gestern abend waren wir wieder im Schützengraben, nun gibt's, nach der neulich auch in dieser Richtung eingetretenen Ordnung, zwei Tage Ruhe. Gestern kam auch unsere Kantine, wie ein Geist wurde ich angestarrt, dann beglückwünscht! Zum vierten Mal hatte man mich hinter der Front totgesagt. Noch bin ich sehr lebendig, nur dünne wie ein Droschkengaul 2. Hütte im 40. Se-mester.

120 Mann Ersatz hat das Regiment wieder bekommen, bald wird's wohl vorwärts gehen und, so hoffen wir, zur Entscheidung kommen. Unter den Angekommenen sind zu meiner Freude auch viele alte Feldweibel des Regiments, die vor acht bis zehn Jahren ausgeschieden sind, die ich aber noch an kenne, auch viele Verwundete, die wieder austuriert sind. — In einem der nächsten Tage gebe ich wieder zur Kompanie zurück, meine Adjutantentätigkeit ist dann beendet. — Gestern bekam ich auch von Vater die Taschenlampe, ich habe mich mächtig gefreut. — Für die Zeitungen habe vielen Dank. Ich bin aber doch zur Ueberzeugung gekommen, daß die viele Mühe sich kaum lohnt: sie kommen zu spät. Passiert wirklich in der Welt etwas von Bedeutung, und das kann sich nur auf den Krieg beziehen, so erfahren wir es offiziell und schnell durch das Armeekommando. Alles andere, was Ginz und Kunz sagen, hat für uns kein

Interesse mehr. Wir sind Augenblicksmenschen; nicht so viel auf einmal schicken; wenn Du viel für mich hast, dann jeden Tag ein bißchen. So, wie es ankommt, wird's ausgef. . . . oder verschenkt. Denn wer weiß, was die nächste Stunde bringt. Ein zu Tode Getroffener, der mit schwerem Bauchschmerz in seinen Schmerzen neben mir stöhnte, sagte plötzlich in seiner letzten Minute: „Derr Feldwebel, in meinem Tornister ist noch Tabak, nehmen Sie ihn sich, damit die Schw. . . . von Franzosen ihn nicht kriegen.“ Kurz darauf war er tot. Es ist dies bezeichnend für unser aller Denkart.



Unser Wille.

Von Karl Alexander von Müller.

Die englische Politik, die immer noch breiter und tiefer als andere im ganzen Wesen ihres Volkes verankert ist, hat einen Hauptzug, dem sie ihre meisten Erfolge verdankt: die unerbittliche Hartnäckigkeit, mit der sie ihre letzten großen Ziele verfolgt. Dies bleibt jetzt die oberste Voraussetzung, mit der wir rechnen müssen. Mag sein, daß der insulare Hochmut und die hergebrachte Unkenntnis alles Ausländischen die ersten englischen Kriegsberedungen verälscht haben, daß die britische Politik jetzt erst richtig gewahrt wird, was es für England selbst, auch noch im Bündnis mit der halben Welt, bedeutet, uns anzugreifen. Zum ersten Mal, seit der letzte Master vor Gravesend kreuzte, schlagen wieder feindliche Geschosse in Englands Boden, muß sich seine Hauptstadt, ein statisches kleines Königreich an Einwohnerzahl und Umfang, vollreicher als ganz Belgien, ernstlich gegen fremden Einfall schützen. Zum ersten Mal seit über einem Jahrhundert hat seine Flotte, im Angesicht der neuen Welt, den Ruhm der Unbesiegbarkeit verloren. Zum ersten Mal erschüttert das Gefüge seines Weltreiches in einem wirklich die Erde umspannenden Krieg. Kein Wunder, wenn vielleicht auch drüben jetzt Stimmen zur Verständigung sich wieder erheben, wenn ehrliche Idealisten, die auch dort für den Frieden gearbeitet, jetzt noch einmal dafür eintreten sollten. Aber wer England kennt, kann jetzt nicht mehr an die Möglichkeit einer solchen Verständigung glauben, ehe der Krieg zwischen uns entschieden hat. Solange England noch England ist, wird es nach anfänglichen Enttäuschungen seine Ziele umso fester ins Auge fassen: die unbedingte Herrschaft zur See, die Vergewaltigung ganz Europas, den dunkelhaften Anspruch, das einzige und erste Kulturvolk der Erde zu sein. Nicht ohne schwere blutige Entscheidung gibt ein starkes Volk solche Ansprüche auf, wenn es einmal den Krieg dafür begonnen hat. Lassen wir darüber nicht den kleinsten Zweifel aufkommen: ein Friede würde für England nichts anderes sein als ein willkommener Waffenstillstand, um einen neuen, besseren, endgültigen Schlag gegen uns vorzubereiten.

Das aber ist das Einzige, was Deutschland in diesem Krieg zu fürchten hat, das Einzige, was unter keinen Umständen sein darf: eine bloße Wiederkehr der Lage vor ihm. Wir würden sie nicht mehr ertragen. Wenn dieser Krieg, der als Volkskrieg ohne Gleichen begonnen hat und geführt wird, als Kabinettskrieg endete — dann Gnade Gott denen, die dazu den Rat gaben. Dann hätte Deutschland die schwersten Stunden seiner Geschichte noch vor sich. Heute ist kein Stand, kein Einzelner unter uns, vom Arbeiter bis zum Kaiser, der unserem Volk, unserem Staat nicht frohen Vergessens alles hingäbe. Jeder weiß, worum es sich handelt. Aber wenn diese ungeheuren Opfer an Blut und Gut in einer solchen Halbheit ausgingen, in dumpfem Druß der gleichen lähmenden Lage, aus der dieser uns wie ein letzter befreiender Ausbruch aufleuchtete, an deren Ende nur eine zweite, schwerere Auflage dieses Krieges lauerte, dann wäre kein Streben mehr zu tadeln, das der Wiederkehr solcher Opfer auf jedem nur denkbaren Wege entgegenzutreten suchte. Der Rückschlag im Innern Deutschlands wäre unberechenbar. Die hohe Woge nationaler Einheit, die jetzt unser Volk emporträgt, würde sich zusammenbrechend in unzähligen neuen Wellen internationaler Klassenverdingungen verteilen. Je gewaltiger, unwiderstehlicher der jetzige Zusammenstrom ist, umso härter, leidenschaftlicher wäre dies Auseinanderfallen. Und gerade wir, die wir nicht an die Wirksamkeit solcher Verständigungen glauben, die wir der Ueberzeugung sind, daß nur unser Volk dabei zerrissen und für eine neue Entscheidung der Waffen geschwächt würde, gerade wir haben doppelt die Pflicht, vor solchen Gefahren zu warnen. Wir Deutschen haben den Krieg mit England nicht gewollt und hätten ihn alle, Kaiser, Regierung und Volk, bis zur letzten Stunde gern vermieden. Aber nachdem England ihn uns aufgezwungen hat, soll es wissen, daß auch wir einen Krieg bis zum letzten Atemzug führen können. Bis-

her mag seine Ausdauer ihm immer den schließlichen Sieg gesichert haben; diesmal aber trifft es auf Blut von seinem Blut und soll sich grimmig verrechnen. In diesem Gefühl sind Kaiser, Meer und Volk eins.

Und wir sind uns auch wohl bewußt, daß wir selber, an unserem eigenen Teil, zu diesem Kampf noch nicht vorbereitet waren. Ich spreche hier nicht vom Meer und Flotte und Finanz, die in der politischen Lage der letzten Jahre sich natürlich auch auf diese Möglichkeiten eingerichtet haben: das haben wir Gottlob schon erfahren und hoffen alle nichts sehnlicher, als bald noch den letzten schlagenden Beweis dafür zu erleben. Ich spreche auch nicht von der Diplomatie, die jedenfalls die Pflicht gehabt hätte, sich ebenso für diese Möglichkeit zu rüsten, und die später noch, wenn der innere Gottesfriede des Krieges sie nicht mehr schließt, wird Rede stehen müssen, wie weit sie diese Pflicht erfüllt hat. Aber wir waren innerlich, als staatliche Nation, erst im Werden. Das Ergebnis der ersten Kriegstage wäre uns allen nicht so überwältigend gewesen, hätte uns die hinreichende Einheit und innere Stärke unseres Volkes nicht beinahe wie etwas Unerwartetes, alle Hoffnungen Uebersteigendes, getroffen. Lassen wir uns aber durch dies Gottesgeschenk der großen Stunde über das, was uns vorher fehlte und noch fehlt, nicht täuschen. Wir brauchen nur einen Blick auf unsere bürgerliche Mobilmachung zu werfen, auf manche Korrupsion der Zivilverwaltung, auf die arme Rolle, die Kunst und Literatur und zum Teil auch Publizistik in diesen Tagen der Feuersprobe bei uns spielen, auf all die inneren nationalen Schwächen, die selbst in dieser gewaltigen Zeit noch hervortreten (wir denken zum Beispiel an die dienstbarenhafte Untertänigkeit mancher unserer höchsten Beamten gegenüber unseren Feinden) — wir brauchen nur an einiges von all diesem zu denken, um ohne Ueberhebung zu erkennen, an wie vielem es uns noch mangelt. Wir hatten von uns aus gewiß noch an nichts weniger gedacht, als anderen überlegen die Herrschaft freitig zu machen. Wir wußten wohl, wir hatten noch genug mit uns selber zu tun, wenn man uns nur wollte in Ruhe leben und, wie Gott es uns gab, wachsen lassen.

Ein edler großer Mann hat es einst am Grabe tapferer Kämpfer allen Nachlebenden vorausgesprochen: das Gelohnis, das alle edlen Opfer, die dieser Krieg uns raubt, nicht vergebens gewesen sein sollen: daß jeder Tropfen Blutes eines geliebten Toten uns die Kraft der Sinaabe an das Große erhöhe, dem er den letzten vollen Zoll der Sinaabe geweiht; daß unser Volk durch Gottes Gnade aus dieser Prüfung neu geboren werde in Jugend und Freiheit; und daß deutsche Art und deutscher Geist nicht verschwinden sollen von dieser Erde.

(Süddeutsche Monatshefte.)



Wie sie's erfuhr.

Kriegsskizze von Hans Wald.

Vom Bahndamm herunter schallte wieder das heitere, zuversichtliche und tapfere Geschrei der ausfahrenden Krieger. Aus den rollenden Wagen schauten freundige und mutige Gesichter. Singend und hurrarufend schwenkten sie ihre Mützen. Auf der Straße aber standen die Mütter, die Schwestern und Kinder und winkten ihnen mit Tüchern und Hüten zu, sahen ihnen mit freudenvoll glänzenden Augen nach und riefen: Hoch! Hoch! Hoch!

Auch Ursel winkte und rief mit aller Kraft. War auch ihr Mann schon seit vielen Wochen hinaus, war auch niemand der Ihren in diesem Zug — es war ihr doch, als gehörten die roten und braunen Gesichter, die mutig blitzenden Augen und die lebhaft grüßenden Arme ihren Brüdern — als sei sie und alle, die hier unten in der Straße standen, und die da oben auf den endlos langen Zügen dem Feinde entgegenführten, eine einzige Familie.

Sie vergaß ganz ihren Kummer. Sie vergaß, daß sie seit vielen Wochen schon keine Nachricht von ihrem Manne erhalten hatte. Sie winkte mit beiden Händen und rief auch laut und mit einem von Segenswünschen vollen Herzen: Hoch! Hoch! Hoch!

Plötzlich war es ihr, als werde sie bei den Händen gefaßt, als wolle ihr sie jemand herunterziehen. Sie sah um sich und erkannte ihre Mutter und ihre Schwester, die aus dem Bahnhof kamen und ihr ernst und doch lächelnd zuwinkten. Dies Lächeln aber schien ihr so seltsam, so fremd und unerwartet, daß Ursel selbst nicht lächeln konnte. Sie blieb wie gebannt und gelähmt stehen und ließ Mutter und Schwester auf sich zukommen. Sie begrüßte sie nicht, sondern sah sie nur fragend an. Sie blieb stumm, als ihre Mutter sie küßte und selbst Käte sie umarmte, Käte, die sonst immer gegen Gefühlsausbrüche war.

Heute erst fiel Ursel auf, daß ihre Mutter immer in schwarzen Kleidern ging. Heute erst schien ihr der kleine Hut, der leichte Mantel, das Kleid zu dunkel und zu düster zu sein für diese zarte, weiße Frau — und für diese begeisterten Tage. Sie fragte unwillkürlich: „Warum gehst du so schwarz?“ Die Mutter antwortete verlegen: „Aber Ursel — so gehe ich doch nun schon seit damals — du weißt doch, seit Vater starb.“

Ursel hatte ihr forschend in die Augen gesehen. Die Mutter hatte diesen Blick liebevoll und mütterlich aufgefassen und erwidert. Und das hatte Ursel beruhigt.

„So — dann wollen wir unseren Spaziergang nach dem Walde machen!“ sagte sie und ließ sich von ihrer Mutter und ihrer Schwester in die Mitte nehmen.

Gerade, als sie flott losmarschieren wollten, stand ein Mann vor ihnen — ein Offizier.

Ursel fuhr ein freudiger Schreck durchs Herz. Vor ihre Augen flog ein milder Schleier. Und sie mußte sich in die Arme ihrer Mutter und Schwester hängen, um nicht umzusinken.

Nur einen Augenblick zog eine matte Schwäche ihren Kopf vorüber. Dann jubelte ihr Herz, und sie wollte dem Offizier ihre freudig gehobenen Arme um den Hals werfen.

Da sah sie, daß nicht ihr Mann vor ihr stand, sondern ein Fremder — ein Kamerad von ihm. Und der trug seinen Arm in einer Binde und sah sie aus einem zwar gebräunten und doch leidenden Gesicht an — mitteilend, liebevoll und ergriffen von der Enttäuschung, die er ihr bereiten mußte.

„Ja — ich bin es nur, der Leutnant von Tielide — gnädige Frau . . .“

„Ihr Arm! Ihr Arm!“ antwortete Ursel, die sich zusammengerafft hatte.

„Ach, das ist nichts Schlimmes!“ meinte der Leutnant lächelnd. „Ein kleiner Prellschuß durchs Fleisch. Noch zwei, drei Tage Binde, dann ist der Arm wieder frei. Und in zehn, zwölf Tagen kann ich schon wieder mit dreinschlagen!“

„So rasch?“ Ursel zweifelte.

„Ja, ich halt's nicht länger aus!“ rief der Leutnant verzweifelt. „Es ist ja nicht zu ertragen hier! Ich muß in die Front! Nach vorn!“

„Das wird schon noch früh genug losgehen!“ meinte Ursels Mutter.

„Ach, die Pflasterstümpfer machen gleich solche Wesen daraus!“ schmolte der Leutnant. „Wenn sie mich in acht Tagen nicht wieder felddienstfähig schreiben, brenne ich ihnen durch und fahre mit dem ersten besten Transport an den Feind! Ran — ran! Es ist ja schrecklich daheim — nicht zum Aushalten!“

„Wie geht's meinem Mann?“ fragte Ursel ernst und ruhig in seine Begeisterung hinein.

„Er läßt grüßen! Vielmal und herzlich die gnädige Frau grüßen!“ sagte der Leutnant. Er schien eine genaue Antwort umgehen zu wollen.

Ursel blieb jäh stehen. Sie fragte nochmals, fest und hartnäckig:

„Wie geht's meinem Mann?“

„Gnädige Frau können ganz beruhigt sein!“ meinte der Leutnant. Er wurde rot, als er ihr nun fest in die Wahrheit fordernden Augen sehen mußte. Ausweichend wiederholte er: „Gnädige Frau können ganz beruhigt sein — ganz beruhigt sein!“

Ursel erwiderte nichts. Sie sagte ihre Mutter und

ihre Schwester fester unter und ging dann zwischen ihnen dahin.

Der Leutnant schilderte die Taten seines Regiments, seiner Schwadron. Wie sie den Feind in der Flanke gefaßt und überritten hätten, wie sie auf Kundschafterritten größere Posten gefangengenommen, wie sie auf der Verfolgung Gefangene gemacht, wieviel Eiserne Kreuze schon in ihrem Regiment verteilt seien —

„Heinrich hat auch eins bekommen?“ fragte Ursel. Und sie zeigte durch diese Frage, daß sie seiner Erzählung aufmerksam gefolgt, trotzdem sie ernst und scheinbar abwesend vorwärts gegangen war.

„Ja, gewiß, zwei Tage bevor —“ Der Leutnant wurde plötzlich wieder rot.

Ursel sah ihn fest an. Sie trat einen Schritt auf ihn zu und forderte stumm, aber um so heftiger die Wahrheit, und wenn sie auch noch so schwer sein sollte.

Sie standen jetzt vor der großen Heide, die hinter den Häusern des Ortes begann und sich bis zum Walde ausdehnte. Schwarz und düster zog sich der Saum des Kiefernforstes in die Ferne. Ueber ihm leuchtete das Blau des Herbsttages, in den die untergehende Sonne ihren Schimmer goß. Auf der Heide standen einige Birkenbüsche und streuten ihr Blattgold auf das verwelkende Gras.

Der Leutnant deutete auf das Bild: „Die Heimat — die deutsche Heimat!“

Er schwieg ergriffen.

Da sagte Ursel fest: „Ihr verschweigt mir was!“

Der Leutnant wandte sich ihr rasch zu. Und in einem jäh aufwallenden Gefühl legte er seinen gesunden Arm um ihre Schulter und führte sie langsam und bedächtig über die Heide.

Ihre Mutter und ihre Schwester folgten ihr schweigend.

So gingen die vier über die Heide — im letzten Herbstsonnenglanz — über sich die unendliche Weite.

Und in diese Weite schrie Ursel plötzlich hinein: „Er ist tot! Er ist tot!“

Der Offizier hielt sie und sprach auf sie ein — ablenkend, tröstend.

Sie aber schrie mit volstem Bewußtsein in die Welt hinaus: „Er ist tot! Sagt es mir doch! Sagt es: Er ist tot!“

Es gellte über die Heide wie der Schrei eines todwunden Wildes. Das Liebste war dahin, das Größte, das sie besaßen.

Aber sie brach nicht zusammen. Sie fiel nicht ohnmächtig hin. Sie jammerte nicht. Sie blieb nur stehen und lehnte ihre Stirn an die Schulter des Offiziers.

Und er hielt sie aufrecht und erzählte ihr von den letzten Stunden ihres Mannes. Wie die Schwardon im Granatregen habe aushalten müssen. Wie Heinrich Scherze gemacht, wenn das heulende, zischende Pfeifen ertönte, wenn der schwere längliche Stahlkörper mit donnernder Gewalt zersprang und in der Rauchwolke die todsprühenden Stücke umherflogen — und wie er gefaßt und ergeben die letzten Minuten verbrachte, als ihn solch ein Sprengstück zur Erde geworfen, wie er Grüße an sie bestellte und gewünscht habe, sie solle es mit Kraft und Ueberwindung ertragen — sie solle sich dem Leben erhalten . . .

Da war es ihr, als rege sich ein neues Leben unter ihrem Herzen.

Sie schluchzte leise auf.

Ja, sie mußte sich dem Leben erhalten — dem neuen Leben . . . Mußte ihm mit Tapferkeit entgegengehen . . . Mußte aus dem Zukünftigen wieder einen tapferen Menschen machen. Die Zukunft brauchte gewiß solche Menschen . . .

Und sie überwand sich und ihren Schmerz. Sie richtete sich auf und reichte ihrer Mutter und ihrer Schwester die Hände hin. Sie hatten abseits gestanden . . . Still und feierlich traten sie zu ihr.

Und durch Tränen hindurch sah Ursel sie an und lächelte — über sich die unendliche Weite des golddurchflossenen Herbsthimmels.



Bücher der Kultur und Kunst.

Von Dr. Hans Bethge.

Meisterliche Kampf- und Lauf-Szenen und kriegerisches Getümmel, wie es in den Geist dieser Tage paßt, gibt Max Enevogt in seiner neuesten Folge lithographischer Zeichnungen. Enevogt hat 300 kleine Steinzeichnungen zu der berühmten Lebensgeschichte des rauschlustigen Venvenuto Cellini, die durch Goethes klassische Uebersetzung ein Gemeingut der deutschen Nation geworden ist, angefertigt. Der Verlag Bruno Cassirer in Berlin bringt das Cellinische Werk mit den in den Text gedruckten Steinzeichnungen Enevogts in einer sehr würdigen Form heraus. Der Verlag hat die Steinzeichnungen außerdem auch einzeln auf Chinapapier abziehen lassen und in Mappen vereinigt. Diese China-Drucke zu betrachten, ist ein besonders hoher Genuß.

Enevogts Lithographien sind seit langem eine besondere Freude der Kenner. Vermutlich wird die Zukunft einmal die Bedeutung dieses Künstlers in erster Linie nach seinen Lithographien beurteilen. Sie sind das künstlerisch Reinste und Selbstverständlicste, was man sich denken kann. Die Blätter des „Venvenuto Cellini“ sind von besonderer Reife und bei all ihrer äußeren Kleinheit doch von einer ganz bezwingenden inneren künstlerischen Größe. Sie sind das Konzentrierteste, was dem Künstler bisher gelungen ist, sie sind frei von Leerheiten und unbewungenen Stellen, die man auf früheren, räumlich größeren Blättern des Künstlers immerhin antreffen konnte. Der oft bis zum Genialen abgekürzte Stil der Venvenuto Cellini-Blätter hat etwas Faszinierendes. Diese von einer großen Leichtigkeit der Hand und von einer genialisch vielenden Intuition diktierten Zeichnungen stehen, bei all dem individuellen Stil, den sie besitzen, doch im festen und klaren Zusammenhang mit einer großen künstlerischen Tradition. Sie weisen auf Menzel zurück, sie haben Rembrandt und Daumier zu Ahnen, aber der wesentliche Kern in ihnen ist doch immer reinster und bester Enevogt. Die Blätter von sind einer inneren geistigen Lebendigkeit und bei aller Tradition von einer impressionistischen Freiheit des Ausdrucks, daß wir ihnen unsere Bewunderung nicht versagen können. Beschwingte Phantasie und dabei klare Erfassung der Situation kennzeichnen in gleicher Weise Enevogts souveränes Talent, dem die glücklichen Einfälle nur so aufströmen und das um immer abwechslungsreiche szenische Entfaltung niemals verlegen ist. Erregte Szenen liebt dieser Künstler am meisten, menschliche Körper in starken Bewegungen interessieren ihn vor allem, und man meint zu sehen, wie sein temperamentvoller Griffel nur so dahinsauft, um in eiliger, unbekümmelter und doch meisterlich überlegener Art die Fülle der Gesichte zu bannen. Der Impressionismus Enevogtscher Illustration hat etwas Monumentales. Und merkwürdig: niemals war diese Monumentalität so groß wie gerade in den räumlich so kleinen, fast nur wie Notizen oder wie launige Improvisationen wirkenden Blättern des „Venvenuto Cellini“.

Enevogt hat sich in diesen Blättern das erste Mal der wenig angewendeten lithographischen Tusche bedient. Der Pinsel hat ein stark malerisches Moment in die Illustrationen hineingetragen und ihnen etwas Volles in der Form und eine energische Kontrastierung von Schwarz und Weiß gegeben. Die wahre Schönheit der Blätterfolge geht einem eigentlich erst bei Betrachtung der mit der Hand gedruckten China-Abzüge auf. Die Drucke im Text des Cellinischen Buches sind auf maschinellem Wege hergestellt und lassen manchen Reiz zurücktreten. — Etwas Schöneres, Meisterlicheres als dieses Werk von Steinzeichnungen hat der Illustrator Enevogt bisher nicht geschaffen.

Ein sehr liebes und holdes Buch sind die Chinesischen Volksmärchen, überlegt und eingeleitet von Richard Wilhelm, geschmückt mit 23 Wiedergaben chinesischer Holzschnitte und verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Es erschien eine Ausgabe in Pappband (3 Mk.) und eine in Seide (5.50 Mk.). Besonders die gelbe Seidenausgabe mit dem lustigen Vorpapier à la Chinoise und den kleinen Knochenfischen, wie sie die chinesischen Bücher zeigen, ist außerordentlich reizvoll. Das stattliche Werk von 400 Seiten enthält Märchen der mannigfaltigsten Art, die fast alle auf mündliche Uebersetzung zurückgehen. Es sind Stücke darunter, so blumenhaft schön und lieblich, daß man sie als Perlen der Märchenpoesie überhaupt bezeichnen muß. Da sind Ammen- und Kindermärchen, Tierfabeln (die in China nicht besonders zahlreich sind), Sagen und Märchen von Göttern, Zauberern und Seligen, Geschichten von Natur- und Tiergeistern, Gespenstergeschichten und Märchen von Teufeln und Geistern, die in China von jeder die beliebteste Gattung der populären Erzählungskunst gewesen sind. Richard Wilhelm in Tsingtau, dem wir das verdienstvolle, an sorgfamer und liebevoller Arbeit reiche

Buch zu danken haben, hat die bunten östlichen Märchen in ein ausgezeichnetes Deutsch gefaßt. Die weite chinesische Welt, äußerlich exotisch zwar, aber innerlich durchflutet von den alten, ewigen, allmenschlichen Empfindungen, tut sich in phantastischer Verklärung vor uns auf. Ja, die Phantasie feiert Beste in diesen Märchen, — und doch ist alles wieder von so merkwürdiger Selbstverständlichkeit, Geister und Genien treten so wesentlich auf und verkehren mit den Menschen so natürlich, als seien es Geschöpfe, die unserer Welt auf das nächste vertraut sind. Anmut und Grazie liegen über den chinesischen Märchen, aber manches ist auch von einer starken, düsteren Realismus, — und dann wieder weht ein zauberhaftes, überirdisches Klingen wunderbar über die Geschehnisse hin. Wir wollen dieses liebliche Buch auf unser Bücherbrett stellen und herabnehmen, wenn es uns lockt, darin zu lesen, an Abenden, wenn der weiße, runde Mond über die Dächer heraufkommt, derselbe ewig wandernde Mond, der auch über die kaiserlichen Gärten von Peking zieht und über die alten Städte am Yangtse Kiang, über die Reisfelder und Teegärten und über die kapriziösen Pavillone an kleinen chinesischen Teichen, wo die feinen Zweige der Trauerweiden im Nachwind von der märchenhaften Vergangenheit des großen Reiches der Mitte klüffern.

Wilhelm Schäfer, der sich schon mehrfach als ein intensiver „Nachzähler“ erwiesen hat, gibt im Verlag von Georg Müller zu München Rheinsagen heraus, ein Bändchen von nicht viel mehr als hundert Seiten. Er erzählt darin die schönsten und am meisten charakteristischen Sagen seiner von bunter Romantik umwobenen Heimat, in einer knappen, gewählten, freilich stilistisch etwas zu bewußten Sprache. Er erzählt mit merkbarer Freude an der kondensierten, sozusagen sachlichen Form und rein nach epischen Werten, ohne Stimmungsmachelei oder lyrisches Gefasel. Die Geschichten sind immer nur zwei, drei kurze Seiten lang, nicht mehr: eine erfreuliche und durchaus gezielte Prägnanz. Kleine Kabinettstücke der deutschen Sagenwelt ziehen verlockend an uns vorüber: Der junge, aweiellüchtige Mönch von Seifertbach; Roland und die schöne Hildegund; der Minnesänger Frauenlob; und, eine der allerhöchsten Geschichten, die neddiche Sage von der Eibelsaat, die nicht mit Unrecht den ersten Platz des zierlichen Buches einnimmt. — In dem kurzen Vorwort spricht Wilhelm Schäfer mit scharfer Betonung von der künstlerischen Form der Sage. Gewiß, eine gute und lebensfähige Sage sollte auch immer eine feste, künstlerische Form besitzen, aber eine solche Form muß gewachsen sein, sie kann schwerlich von einem Stilisten — und Schäfer ist im Grunde ein Stilist — gebildet werden. Bei der echten und wirklichen Sage soll man doch nicht das Gefühl künstlerischer Bewußtheit haben, sondern der Zauber des Volkstümlichen soll vor allem duftend über ihr schweben. Ob dieser Zauber des Volkstümlichen an den Rheinsagen, wie sie Wilhelm Schäfer niedergeschrieben hat, haftet, muß einigermaßen bezweifelt werden.

Die kultivierteste Zeitschrift für bildende Kunst, die wir heute in Deutschland haben, „Kunst und Künstler“, geleitet von Karl Scheffler und herausgegeben vom Verlag Bruno Cassirer in Berlin, gibt jetzt sehr preiswerte Sonderhefte „Kunst und Künstler im Kriege“ heraus (das Heft 25 Pfg.), auf die hiermit hingewiesen sei. Das erste Heft zeigt eine Original-Lithographie von Liebermann auf dem Umschlag („Deutscher Nachposten“) und eine andere im Innern von Walter Bondy, eine Patrouille im Regen darstellend. Scheffler hat einen ausgezeichneten kleinen Essay „Der Krieg“ beigezeichnet, Wilhelm Borringer schreibt wertvolle Worte über die Kathedrale von Reims, Waldemar Kösler, der Berliner Impressionist, schickt einen Brief aus dem Felde, den er durch zwei Zeichnungen illustriert. Das Ganze macht einen würdigen und reinen Eindruck und wird bei dem billigen Preis seine Freunde finden.



Die kleine Majestät.

Von M. Merk-Buchberg.

Auf den Föhren lastet der Schneehang. In tiefen Furchen pflügt das Schalenwild die Neue, und glühende Zapfen hängen an den kahlen Reideeln am Bache. An meiner Fütterung turnen die Meisen, haßen und hämmern, zanken mit heiserem Tzi wäwäwä, und huschen wieder ins

überschneite Geäst. Vom Scheunentor her tönt's grämlich: 'n Brat! 'n Brat! Die Krähe ist's. Der Winter hat aus dem scheuen Walddogel einen zudringlichen Schnorrer und Bettler gemacht. Der Winter ist ein harter Mann. Ich merk's und schiebe neue Scheiter in den Ofen.

Was ist? Was ist? Sieh, sieh! Besser wird's! Besser wird's!

Wer ist's, der mir vor meiner Hütte singt und schwagt, mit silbernem Lachen, mit licherndem Laut? Wer ist der Heitere, der Grillenvertreiber?

Da draußen an den eingetragten Sonnenblumenkernen nascht er herum mit seinem Psfrienenschnabel, im braunen Röslein, ein Knirps unter den Knirpsen, König Winzig, die kleine Majestät, den die Gelehrten den Jaunkönig nennen, *Troglodytes parvulus*.

Jetzt schwingt er sich auf den Reischthausen, auf den dicksten Knüppel, von dem ein gewaltiger Eiszapfen herabhängt, indessen der Schnee saufhoch auf den Reifern liegt. Ringsum Winters Glanz und Glazi, an der Waldwand aufsteigend Schneegewölke, überall Hungern und Frieren, und Betteln und Sorgen, — und der Jaunschnitz macht Büdlinge, wirft das Leide, kurze Stumpfschwänzchen empor, blinzelt mit den Perlenäuglein und singt, singt, als ob die Luft volle Mücken wär' und das Gedicht voller Beeren! Dann schwingt er sich singend ab, huscht mir in die Hütte und geht auf die Spinnen- und Mückenjagd. Er findet herein, er findet hinaus, er findet sich draußen zurecht, und wenn die bleiche Winterfonne auch nur ein winziges Bißchen durch das trübe Gewölke durchgucken mag, ermuntert sie ihn, den frohen König, zu seinem silbernen Liedchen: besser wird's! besser wird's! Früh, früh, sieh, sieh!

Ob andre Könige so fröhlich sind? —

Die Drossel schlägt und im Auevier schallt das helle Glöckchen der Grasmückenstrophe. Der Frühling hat gesiegt, der Göhn hat den Wald geputzt und überall festiglich zugerichtet. Die kleine Majestät ist jetzt ein großer Herr und hat mit ihrem heiteren Sinn Recht behalten. Man ist Fürst zu Weidenichlag und Herr auf Buchenau; man ist Erbgraf zu Dornheck und Edler auf Schleibusch; man ist Freiherr zu Mühlenbach und König überall. Schläfner nennen die Gelehrten die verschiedenen Häuser, Schlösser und Landstätze, die sich König Winzig da und dort anlegt, sobald mit der guten Zeit die Baulust über ihn kommt. Aber mit der Zeit wird aus dem Spaß Ernst, und ich meine, hinter den alten Erlen, tief, tief in den Boden und Schoßen, habe ich Seine Majestät in den letzten Tagen außerordentlich oft gesehen. Er hatte es eilig, und mich dünkt, er war nicht allein. Eine energische Stimme glaube ich auch gehört zu haben: hierher, daher, vorwärts! Majestät gaben allerlei Widerred', Majestät geruhten aber zu folgen: hierher, daher, vorwärts!

Ob auch andre Könige —? Doch halt! Ich fürchte, das darf man nicht sagen.

Und lächelnd verließ ich das heimliche Versteck. —

Der Sommer ist da. Die Rehe treten unruhig im Auevier umher. An der alten, übergehaltenen Eiche zeigen sich im Waldesboden die Hegenringe. Mich dünkt, ein paar Tage noch, und der Bod springt aufs Blatt.

Ein Gewitter will kommen, und im Bach springen die Forellen. Da komme ich wieder an den alten Erlen vorbei.

Ein schwirrendes, feines Piepen läßt mich stutzen und behutsam näher birsten. Da ist ja, tief im Laub versteckt und ganz mit Laub umhüllt, das „Bäckchen“, der Familiensitz Seiner Majestät! Im Schlößchen geht's ja lebhaft zu. Gerade ist Ihre Majestät angeflogen gekommen. Ein ganzer Haufen Gelbschnäbel öffnet sich ihr entgegen. Da kommt auch der königliche Hausherr. Er ist bepackt und beladen und kramt aus.

Mein Gewehrriemen hat sich leise bewegt, und so ist der Monarch auf mich aufmerksam geworden. Doch er erkennt den alten Freund und wird nicht ungehalten. Aber verlegen wird er.

Acht sind's! Acht sind's! wisperst er mir zu und kraut sich verlegen das Köpfchen.

Dann huschen beide davon. Acht Prinzen, acht Schnäbel! Das macht Arbeit!

Möchten doch alle Könige so glücklich sein und so zufrieden! — — —

Zum Gamsriegeln waren sie im Berg, ich bin der letzte in der alten Diensthütte. Der Herbst ist da. Die Zirbe wirft ihre Nüsse aus, es wird schon kalt, der Nebel kommt, und bald wirft's hier oben den ersten Schnee. Am Lachner drüben hat schon ein Hirsch geschrien, die Hirschbrunst wird einziehen, dann die Gamsbrunst, und dann der Winter mit seinen Lähnen, mit seinen Schreden.

Von meinem Bergli muß ich scheiden, wird's dann heißen. Herbst im Berg stimmt immer ernster wie drunten. Schön is's, sieh, sieh! ruft's neben mir.

Wahrhaftig, auch da oben ist er, der herzliche Jaunschnitz, da oben an der einsamen Hütte, nahe der Baumgrenze. Kerse und Beeren liefert ihm der Bergwald und so läßt er sich's wohl sein und ist fröhlich wie immer.

Ich folge seinem Rat, und blide umher. Ich könnt's doch schon ein Menschenalter wissen, und erst der Vogel muß es mir sagen: schön ist's im Berg, prächtig! Wo könnt's denn schöner sein? — — —

Willst du Zufriedenheit lernen und Freude? Der draußen in Heden und Hagen wird sie dich lehren, er, König Winzig, die kleine Majestät!



Diskretion.

Erzählung von M. W. Sophar, Wiesbaden.

Es schlägt 4 Uhr.

Im Wartezimmer des berühmten Spezialisten, Professor G., drängt sich die Menge.

Es ist ein großer Saal, in dessen Mitte ein umfangreicher runder, mit vielen Büchern und Journalen bedeckter Tisch steht.

Eine junge Blondine tritt ein.

Sie scheint schon häufiger hier gewesen zu sein. Man merkt das an der Art, wie sie auf den Tisch zusteuert, ohne erst den fragenden Blick nach einer Sitzgelegenheit umherzuweisen zu lassen. Sie scheint auch den Bestand an dem dargebotenen Lese-material zu kennen und zu wissen, wie lange man zuweilen bei dem Professor warten muß, denn sie hat sich ein Buch mitgebracht.

Sie schlägt das Buch indes nicht auf, sondern legt es auf den Rand des runden Tisches.

Der Platz neben ihr wird frei. Der Wartende ist an die Reihe gekommen und verschwindet hinter der Portiere, die die Tür zum Sprechzimmer verdeckt.

Neue Patienten mit ihrer Begleitung erscheinen. Man versucht, sich nebeneinander hinzusetzen; einzelne müssen sich aber von ihrer Gruppe lösen, trotzdem früher gekommene bereitwillig Platz machen, und so kommt eine Dame, etwa im Alter von dreißig Jahren, auf den freien Stuhl neben der Blondine.

Sie nimmt das kleine Buch zur Hand.

Die Eigentümerin zuckt zusammen, zumal sie der lächelnde Blick eines Herrn trifft, der gegenüber sitzt und die kleine Szene beobachtet hat.

Das Titelblatt wird befehen: „Heines Buch der Lieder“.

Dann schlägt die Dame, die nach dem Buche eigentlich mehr tändelnd geblättert hat, als in der Absicht zu lesen, den hinteren Buchrücken auf. Da findet sie einige Briefe. Immer in der Meinung, der Band Heine sei Eigentum des Professors, zu Nutz und Frommen der Wartenden hier aufgelegt, — oder auch aus Neugierde — zieht sie einen Brief aus seinem Umschlag.

Der Herr richtet sich auf und erwartet nun, daß die Blondine endlich ihr Eigentum reklamiert und sich ein kleiner ergötzlicher Austritt abspielen wird.

Die Blondine hat aber hinter der „Berliner Illustrierten Zeitung“ ihre Zuflucht gefunden, indem sie das Blatt vor das Gesicht hält, um ihr tiefes Erröten zu verbergen.

Das Briefchen — es waren nur wenige Zeilen — muß sehr interessant sein, denn die Dame vertieft sich auch in die übrige Korrespondenz.

Sie lacht plötzlich laut auf; sie hat allem Anschein nach ganz vergessen, wo sie sich befindet.

Im nächsten Augenblick ist aber auch schon an ihr die Reihe, rot zu werden.

Der gegenüberstehende Herr hat sie fixiert, und sie fühlt jetzt plötzlich, daß er sie während der ganzen Zeit beobachtet hat, in der sie die vier fremden Briefe las.

Sie sieht sich um.

Noch immer ruht der unangenehme Blick des Herrn auf ihr, denn der Beobachtende wagt es garnicht, diesen Blick seitwärts abzulenken. Täte er das, so würde die „Schuldige“ sofort wissen, daß ihre Nachbarin die Adressatin der Briefe ist, denn naturgemäß müßte er doch hinsehen, was für Mienen die Blondine zieht, nachdem ihre Briefe von unberufenen Augen gelesen sind.

Dem Herrn ist es nun garnicht angenehm, bei der Dame in den Verdacht zu geraten, sich ihr gegenüber als Richter aufspielen zu wollen und sie deshalb fortgesetzt anzustarren. Ihr Schuldbewußtsein muß aber doch größer sein als die Vorwürfe, die sie dem Herrn innerlich macht, denn um die peinliche Situation zu beendigen, schiebt sie ihm das Buch mit den wieder säuberlich in die Umschläge zurückgeführten Briefen zu und sagt halblaut:

„Da, lesen Sie mal selbst — ich habe ja nicht ahnen können — es ist zum Schreien —“

Was soll der Herr nun beginnen?

Die am Tisch Sitzenden hören die Worte der Dame, mit denen sie einen Fremden anspricht, und werden aufmerksam.

Weigert sich der Herr, der Forderung Folge zu leisten, so unterstreicht er damit die Indiskretion der Dame, begehrt also selbst eine Taktlosigkeit und muß überdies befürchten, daß die Nebenstehenden in der Korrespondenz von Fräulein Anna Schröder — die Adresse leuchtet ihm entgegen — ebenfalls Stoff zum Lachen finden werden.

Darf er aber andererseits, da er weiß, daß Fräulein Anna Schröder sein Gegenüber ist, auch nur einen ihrer Briefe in die Hand nehmen?

Die Tür des Sprechzimmers öffnet sich.

Der Professor macht eine leichte Verbeugung; der „Nächste“ folgt ihm hinter die Portiere.

Eine oder zwei Personen, die zu der durch eine andere Tür des Sprechzimmers entlassenen Patientin gehören, stehen auf und entfernen sich. Das Geräusch hat auch an dem runden Tische eine kleine Ablenkung verursacht.

Die Blondine hat sich erhoben und schreitet wie eine Nachtwandlerin zu einem der Sessels, auf den sie sich niederläßt.

Trotz aller Beherrschung hat sie es nicht vermeiden können, daß ihre Bewegungen etwas Abruptes zeigen; die Dame, die ihre Briefe gelesen hat, sieht ihr erstaunt nach. Noch immer unter dem Bewußtsein, etwas Unrechtes begangen zu haben, ein Bewußtsein, das sich durch das Zögern des Herrn, die Briefe in die Hand zu nehmen, vertieft, glaubt sie, daß die Blondine, die sich so plötzlich von ihrer Seite entfernt hat, damit einer Entrüstung Ausdruck verleihen will.

Ein Achselzucken verrät dem Herrn diese Auffassung. Im Interesse seiner stummen Schutzbefohlenen ist es ihm ganz recht, wenn die „Sünderin“ der Ansicht ist, daß ihre bisherige Nachbarin sie mit diesem auffälligen „Abrücken“ strafen will.

Noch immer kann er sich nicht entschließen, einen Brief zu lesen.

Da greift eine andere Hand nach dem Band.

Das darf er nicht zulassen. Sollen die Briefe von Fräulein Anna Schröder etwa die Runde im Wartesaal machen?

„Verzeihung, mein kleines Fräulein,“ sagt der Herr zu dem errötenden Bäckfisch, der auch gern mal gelacht hätte. „Ich meine, wir sollten Herrn Professor das Buch nebst Inhalt übergeben, er wird die Eigentümerin ja kennen.“

Einem feindseligen Blicke aus den dunklen Augen der Dame weicht er aus.

Er läßt den Band Heine nebst Inhalt in der Brusttasche seines Rockes verschwinden.

Hat er sich getäuscht oder klang wirklich aus einer Ecke des Saales ein „Ach“ herüber.

Da er ja früher hier war, weiß er, daß er eher an die Reihe kommen wird als Fräulein Anna Schröder. Sie muß sich also darauf gefaßt machen, daß er das Buch der Lieder dem Professor einhändigen wird, ehe sie ihn hindern kann. Andererseits wird er ja unmöglich zu ihr hinüber treten können, solange die indiskrete Dame und die übrigen, die der Szene unmittelbar mit beigewohnt haben, sich noch hier befinden, und ein größerer Teil von ihnen, sowie die Dame selbst, muß länger warten. Ebenso wenig ist er imstande, ihr anzudeuten, daß es keineswegs in seiner Absicht liegt, den Professor einzuweihen, sondern daß er draußen im Korridor so lange bleiben will, um ihr ihr Eigentum selbst zurückzugeben . . .

Als es endlich, endlich so weit ist, daß er den Weg ins Sprechzimmer antreten kann, wagt er es, beim Vorübergehen Fräulein Schröder anzusehen, und macht eine leichte Handbewegung nach seiner Brusttasche.

Das junge Mädchen hat inzwischen wie auf glühenden Kohlen gesessen.

Was will der Herr damit sagen?

Sie ist unfähig, sich zu bewegen, und glaubt auch, die feindseligen Blicke der Nebeltäterin vom runden Tisch auf sich gerichtet zu sehen.

Inzwischen ist der Herr vom Professor entlassen und wartet geduldig auf dem Korridor. Er gibt dem Diener ein Trinkgeld, wodurch er dessen Verwunderung, weshalb der Herr nicht lieber wieder ins Wartezimmer zurückkehren will, beschwichtigt.

Unendlich lange dünkt es die Blondine heute, bis sich auch ihr die Sprechzimmertür öffnet. Von ihrem nicht schweren Leiden ist sie bereits im wesentlichen geheilt; ihr heutiger Besuch bei dem Professor bezweckt mehr, die Heilung konstatieren zu lassen und weitere Verhaltensmaßregeln einzuholen. Die Angelegenheit mit den Briefen, die sich in der Rocktasche eines fremden Herrn befinden, tritt für sie deshalb viel mehr in den Vordergrund. Soll sie den Professor nun danach fragen, ob ein Herr . . .

Der Arzt, der sich der anmutigen Erscheinung gut erinnert und über den Erfolg seiner Behandlung erfreut ist, spricht mit der Geheilten in liebenswürdigster Weise. Sie kann in seinem Benehmen nicht das geringste entdecken, das darauf schließen ließe, daß er um ihre — Dummheit weiß.

Der Fremde wird nun aber doch nicht mit ihrem Band Heine und den Briefen davongegangen sein.

Noch ist sie unschlüssig, da öffnet ihr der Professor galand die Tür zum Korridor und sie erblickt den Wartenden. Dieser lüftet den Hut.

Der Professor grüßt wieder und ist erstaunt, den Herrn, der ihn wohl vor einer Stunde konsultierte, noch hier zu sehen.

„Haben Sie mich noch etwas fragen wollen, Herr —?“

„Nein, ich danke verbindlichst, Herr Professor!“

„Ach,“ sagt der Professor, sieht lächelnd auf das hübsche Mädchen, droht mit dem Finger und tritt in sein Zimmer zurück.

Der Herr machte eine abwehrende Bewegung.

Dann zieht er das Büchlein aus der Tasche und reicht es der Errötenden . . .

Discretion . . .



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Sonntagsgedanken.

So vieles im Leben, im Glück und im Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaube, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es gibt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschaffen, dem Tode mit Gleichmuth entgegenzusehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur, einen fröhlichen Tag dem anderen beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so gibt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Wilhelm von Humboldt.

*

Wir in Deutschland.

Von Otto Doberer.

Wir sind kein Volk von Reibern, Streichern, Hasiern,
Wir pflügen, schmieden, bauen Brücken, weben,
Wir sehen unsre Flugmaschinen schweben
Und unsre Schiffe segeln auf den Wassern.
Wir pflegen, abends in den Stuben
Vom Aischenbrödel zu berichten,
Vom Dornröschen und Geschichten
Vom blonden Siegfried und vom Däumlingsbuben.

Wir sind das Volk der Freundschaften und Vettern,
Doch auch der freien, ehrlichen Gesellen,
Gralsucher, Fausts, die in stillen Zellen
Erlösung suchen und nach Wahrheit blättern.
Wir sind nicht Michel mehr, im Born entrüstet,
Sind Michael, geweiht, gesiegt,
Erzengel Gottes, der ihm dient
Und Lug und Trug erbarmungslos verflücht.

(Aus dem „Türmer“.)

*

Anekdoten.

Ein Bauer redet mit seinem Kaiser. Kaiser Karl V. zog über Feld, stunkte mit seinem Pferd vor seinen Leuten ein guten Weg voraus, um sein Gebet nach seiner Gewohnheit unverstört zu tun. Da kam er zu einem Bauern, der ein Spanferkel zu Markte trug, welches aber immerzu grunzte und schrie. Dessen ward der Kaiser überdrüssig und sprach: „Grober Bengel, kannst du denn das Ferkel nicht bei dem Schwanz nehmen, daß es stillschweige?“ Der Bauer folgte, und das Ferkel schwieg. Deswegen sprach er: „Wohlan, Bruder, du bist gewiß vor mir zum Handwerk kommen, weil du es so wohl verstehst!“ Darüber man nicht genugam lachen konnte.

(500 frische und vergüldete Haupt-Pillen, 1669.)

*

Der einzige Trost eines Bauernmädchens. Nicht weit von Kreuznach examinierte ein Pfarrer in der Kinderlehre eine Dirne aus dem Katechismus, ob sie auch wüßte, wer ihr einziger Trost wäre. Sie machte alsbald eine Reverenz mit Kniebeugung und sagte: „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, des Schaffners Schreiber von St. Johann.“

(Ebendort.)

*

Der listige Hebeltäter. In einer gewissen Stadt wurde ein Schelm wegen eines begangenen Diebstahls verurteilt, daß ihm der Henker beide Ohren abschneiden sollte. Indem ihm aber das Haupt entblößt wurde und der Scharfrichter die Haare beiseit tun wollte, willens, sein Amt zu verrichten, befindet er, daß die Ohren schon allbereit abgeschnitten waren, fragte ihn davor, wo denn seine Ohren wären? Worüber sich der Dieb heftig erlärnte und sprach: „Kann mir doch nit

alle Monat neue Ohren anschaffen, es sind mir deren erst vor vier Wochen zwei in der nächsten Stadt abgeschnitten worden!“ Wurde also der Henker solcher Mühe für diesmal überhoben. (G. A. v. Simmersberg, Der lustige Teufel, Halle 1729.)

*

Was die Großmutter erzählte.

Der Spund im Pfarrhause zu Trusen. Vor langen Jahren lebte ein Pfarrer zu Trusen, der sich an der Kirchenkasse vergriß. Nach seinem Tode begab sich sein Nachfolger eines Abends in seine Studierstube, um daselbst die Predigt für den nächsten Sonntag auszuarbeiten. Kaum hatte er sich schreibend niedergelassen, als sich die Thür der anstoßenden Kammer öffnete und der Verstorbene eintrat. Entsetzt sprang der Pfarrer auf und rief: „Um Gotteswillen, Herr Kollege, was wollen Sie hier?“ Die Erscheinung trat näher. Da flüchtete sich der Pfarrer in das Wohnzimmer zu den Seinigen, winkte diesen, ihm mit dem Lichte zu folgen und betrat mit denselben wieder die Studierstube, wo alle den Dahingegangenen richtig noch am Tische sitzend fanden. Nach einer Weile jedoch erhob er sich und schritt durch die Kammerthür langsam wieder zurück. Nicht lange danach hielten die beiden geistlichen Inspektoren von Schmalkalden Kirchenvisitation zu Trusen und versuchten, in derselben Kammer zu schlafen. Doch an Schlaf war nicht zu denken, denn der Verstorbene wachte die ganze Nacht an ihrem Bette. Die folgende Nacht waren die beiden Herren nicht wieder zu bewegen, in dieser Kammer zu schlafen.

(Wunde, Sagen der mittleren Werra.)



Lustige Ecke.

Er war Mitglied der Friedensgesellschaft und traf in einer Nebenstraße zwei sich prügelnde Knaben an. Er habte sich daher einen Weg durch die Menge und suchte die Kämpfenden zu überreden, von ihrem Tun abzulassen. „Laßt mich euch bitten, meine guten Jungs, euren Streik durch Schiedsrichter zu erledigen. Jeder von euch wählt ein halbes Duzend Freunde als Schiedsrichter.“ — „Hurra!“ schrie die Menge. „Tut, wie der Herr sagt, Jungs!“ — Nachdem er abgewartet hatte, bis die zwölf Schiedsrichter zur beiderseitigen Befriedigung gewählt worden waren, machte sich der Mann des Friedens wieder auf den Weg, in dem angenehmen Bewußtsein, daß wieder einmal die friedliche Auseinandersetzung über die rohe Gewalt gesiegt habe. Eine halbe Stunde später kam er desselben Weges und fand zu seinem Entsetzen die ganze Straße in einer allgemeinen Prügelei begriffen, während sich in der Ferne Hufen hören ließen und von allen Seiten Schulkleute herbeigelaufen kamen. „Himmel! Was ist denn nun los?“ fragte der Friedensstifter einen Zuschauer. — „Ach, Herr,“ war die Antwort, die Schiedsrichter sind an der Arbeit!“

Ein einarmiger Mann ließ sich neulich in einem kleinen Speisehaue zum Mittagessen nieder. Neben ihm nahm ein großer, freundlich dreinschauender Mann vom Lande Platz. Der große Mensch bemerkte den leeren linken Armel seines Nachbarn und betrachtete ihn mit fragenden Blicken. Schließlich konnte er seine Neugierde nicht länger bezähmen, rückte ein wenig näher, räusperte sich und sprach: „Ich sehe, mein Herr, Sie haben einen Arm verloren.“ Worauf der unaussprechliche Mann seinen leeren Armel mit der Rechten aufhob, hineinschaute, mit erstaunter Miene aufblickte und sprach: „Himmel, Herr, Sie haben Recht!“

Sinz: „Ist es nicht schauderhaft, daß Du dich nun verheiratet?“ — Kunz: „Was ist denn so schauderhaft dabei?“ — Sinz: „Ach, man konnte von Dir immer so leicht Geld borgen!“

„Ihre Bähne befinden sich in einem argen Zustande,“ sprach der Zahnarzt. — „Das wird wohl stimmen,“ entgegnete der Patient, „Sie machen solch veranligtes Gesicht.“

„Ihre Tochter ist wohl sehr glücklich verheiratet?“ — „O ja, sehr. Ihr Mann waag tatsächlich nicht, in ihrer Gegenwart den Mund aufzumachen.“